Der Feilenhauer.

Eine Erzählung

von

Gottfried Flammberg.

Zweites Bändchen.

Frankfurt a. M.

Christian Winter.

1866.

Druck von E. Th. Jacob in Erlangen.

Eilftes Kapitel.

Die neue Heimat.

'S ist ja schön im fremden Lande,
Herz, o Herz, was willst du mehr?
(Schweizer Heimweh.)

Es war ein trüber regnerischer Tag, an welchem das junge Ehepaar über den Kniebispass hinabfuhr. Die grauen Wolken hingen tief ins Thal herein, und verhüllten die Spizen der Berge. Die Fichtenwaldungen sahen düster darein; die Laubwälder hatten den größten Theil ihres bunten Blätterschmuckes schon abgeworfen. „Gib Acht, nun kommt das Klösterle", sagte Alfons, und freute sich schon darauf, seine Minna, sobald sie die Ecke des Berges hinter sich hätten, mit dem Anblick des Burgbaches zu überraschen, eines prächtigen Wasserfalls, der sich hoch herab in eine schwarze Felsenrotunde stürzt. Eine freundliche Kirche mit einem kleinen Kloster schaute wirklich aus der Sohle des Thales ganz traulich den Reisenden entgegen; aber bis sie vollends hinabkamen, fing schon wieder der Regen zu gießen an, und schlug so heftig in den Wagen herein, daß sie die Seitenleder schließen und so am Burgbach vorüberfahren mußten, ohne auch nur das geringste davon sehen zu können.

Das war also nun das gepriesene Schappachthal, von dessen Herrlichkeiten Alfons so viel erzählt hatte?! —

Minna sah wenig mehr davon, als die großen wunderlichen Bauernhäuser mit dem langen niedrigen Unterbau und dem ungeheuren, hohen, schwarzgrauen Strohdach, dessen überhängende Giebelfelder mit der Wand einen einspringenden Winkel bildeten. Kein Schornstein war zu erblicken; der Rauch suchte sich seinen Weg durch die Rizen der Wände und durch die Klunzen des Daches, und färbte das leztere schwarz wie Kohle. Wenn der Regen zeitweise aufhörte, ließen sich auch hin und wieder Bewohner dieser verstreuten Einzelhöfe blicken. Die Männer konnte man sich wohl gefallen lassen; es waren kräftige hohe Gestalten in kleidsamer Tracht; aber über die ersten Weiber, die ihr zu Gesichte kamen, brach Minna in helles Lachen aus. Eine hohe Taille, wie sie bei der kapitolinischen Here oder dem Apollo Musagetes erscheint, ist schön und verleiht der Gestalt den Ausdruck der Erhabenheit; aber von der hohen Taille, wie sie die Schappacher Bäuerinnen tragen, läßt sich nicht ganz das gleiche rühmen. Die Taille sizt nämlich unmittelbar unter den Schultern; erwägt man nun noch den mehr stämmigen als graziösen Wuchs dieser Töchter des Waldes, so begreift man, daß dieselben weit eher wandelnden Pyramiden mit aufgesezten Weiberköpfen, als wirklichen Menschen gleichsahen. Alfons war durch Minnas lautes Gelächter nicht aufs angenehmste berührt; ihn heimelte hier alles, auch diese Tracht der Bauersleute, an, und seine Minna konnte so rücksichtslos lachen! doch sagte er nichts; war er doch nur froh, daß ihre Durch das Unwetter verstimmte Laune endlich einmal in Heiterkeit überging.

Diese Heiterkeit schwand jedoch schnell wieder dahin, und mit den neuen Wolken am Himmel zogen auch

neue Wolken über Minnas Stirn. Wie ganz anders hatte sie sich in ihrer Phantasie ihre Ankunft in der neuen Heimat ausgemalt! Prächtige sonnenbeschienene Höhen, weite Aussichten über ausgedehnte Thalgründe hin und nach den höchsten Gipfeln hinauf, freundliche Landhäuser — und nun hatte sie statt des Sonnenscheins Regen, und sah sich eingeengt zwischen ein paar Bergwänden, gefangen in einem engen Thale, wo man sicherlich erst himmelhoch zu steigen hatte, ehe von einer Aussicht die Rede sein konnte! — Alfons suchte sie auf alle Weise zu erheitern; als sie durch das Dörfchen Seebach fuhren, erzählte er ihr, daß der Bach, welcher dort in die Schappach münde, einem See entströme, dem hoch oben über jener Bergwand liegenden Wildsee. Er machte sie aufmerksam auf die Stromschnellen der Schappach, an denen sie nun vorbeifuhren; er schilderte ihr, wie so ganz anders das Thal bei Sonnenschein sich ausnehmen werde, und welche Lustfahrten und Wanderungen sie in den nächsten Tagen unternehmen wollten. Aber Minna, wenn sie ihm gleich dankbar die Hand drückte, empfand für den Augenblick doch nur um so niederdrückender das Misgeschick dieses fatalen Regentages.

Durch ein zweites Dorf rollte der Reisewagen; das Thal wurde etwas weiter und ebener; nach einer Viertelstunde zeigten sich ein paar einsame, unansehnliche Gebäude links am Wege; Minna war erstaunt, als der Wagen von der Straße abbog, und diesen Gebäuden zufuhr. Es sah da alles so unordentlich aus; große Haufen eines graulich-weißen metallisch glänzenden Gesteins — es war Glaserz — lagen umher; der Wagen fuhr zwischen den Haufen hindurch in eine enge Einfuhr; rechts und links dunkle rauchige Mauern der Hüttenwerke;

rußige Arbeiter sah man beschäftigt; um die Ankömmlinge schien sich niemand zu kümmern. Hinter dem Hüttenhaus stand ein unbedeutendes Wohnhaus recht quer mitten im Hofraum; „wir sind zu Hause!" rief Alfons, und ihr ging ein Stich durchs Herz. Der Wagen hielt. Alfons sprang heraus, und rief: „Wo ist Beilmann?" Erst nachdem er die Klingel am Hause gezogen, öffnete sich endlich die Thür, und ein Mann in einem grauen Rock, der nahe an vierzig Jahre sein mochte, kam ganz ruhig und phlegmatisch den Hausgang daher. „Willkommen in Gottes Namen!" sagte er, und reichte Herrn v. Montclair treuherzig die Hand zum Gruße. „Wo bleiben Sie? Wo stecken Sie?" rief dieser, ohne in die dargebotene Rechte einzuschlagen. „Warum empfängt uns niemand?" Und damit eilte er rasch zum Wagenschlag zurück, hob seine Frau heraus, und führte sie ins Haus. Der Verwalter grüßte sie achtungsvoll, und wollte ein Wort des Segens an sie richten; mit einem stummen, etwas vornehmen Kopfnicken ging sie an ihm vorbei, und am Arm ihres Gatten die Treppe hinauf. Alfons öffnete die Thür eines Wohngemachs.

„In diesen bescheidenen Räumen", sprach er, „soll nun also das Glück zur Wirklichkeit werden, von dem wir in der Gartenlaube zu Münchberg geträumt haben."

Die Erinnerung an jene Nacht wirkte mächtig auf Minna ein. Leidenschaftlich warf sie sich an ihres Alfons Brust, und bedeckte sein Gesicht mit Küssen.

Es war gut, daß er an jenen Abend sie erinnert hatte. Sie war nahe daran gewesen, in Weinen auszubrechen.

Es ist des Weibes Natur, an Kleinem zu haften, über das der Mann sich leicht hinwegsezt. Die Frau

hat ein Auge für Dinge, die der Mann gar nicht sieht. Ist es ja doch ihr Beruf, im Innern des Hauses zu schalten, und hier ordnend und verschönernd zu wirken, während sein Beruf ihn ins Leben hinausführt. — Alfons hatte dem Verwalter geschrieben, daß er die Wohnung beziehen werde, die sein verstorbener Vater bewohnt hatte. Der Verwalter hatte diese Zimmer reinigen und lüften lassen; im übrigen waren sie noch in demselben Stande, in welchem der alte Herr v. Montclair als Wittwer sie inne gehabt. Das Meublement, welches dem guten Alfons immer als ein prächtiges vor der Erinnerung schwebte — denn diesen Eindruck hatte es in seiner Knabenzeit auf ihn gemacht — erschien seiner jungen Gattin in einem ganz andern Lichte; es war altmodisch und abgenützt. Den Gardinen, dem Bettzeug, der Wäsche sah man es an, daß einige Jahre lang keine ordnende weibliche Hand darüber gekommen war; schadhafte Stücke von der einen Farbe hatte der Wittwer durch Stücke einer andern Farbe ergänzt. So stand unter fünf mit rothem Moor überzogenen Stühlen ein sechster von dunkelblauem Kattun; ein halber farbiger Vorhang hing mit einem halben weißen an Einem Fenster beisammen. Lächelnd musterte Minna die kleine Reihe der Zimmer, die Schränke, die Vorräthe. Aber ihre Verstimmung war gänzlich verraucht; zu der süßen Empfindung, einen eigenen Heerd zu besitzen, gesellte sich das angenehme Bewußtsein, daß sich ihr hier ein reiches Feld des Wirkens eröffne; mit der gewohnten Entschlossenheit ihres Wesens entwarf sie sich augenblicklich einen Plan, wie sie alles einrichten wolle. Sie hielt ihre Bemerkungen über die entdeckten Mängel und Schäden nicht zurück; aber sie sprach so heiter, so liebend, so

freudig, sie schilderte so begeistert, wie sie nun ihrem Alfons das neue Hauswesen so recht nett und lieb und traulich ordnen und einrichten wolle, daß dieser in Seligkeit schwelgte. Der Regen, der draußen an die Fenster schlug, schien Minna gar nicht mehr zu kümmern; sie hatte ja nun ein Obdach. Die häßlichen Hüttenwerke, die fast alle Aussicht auf die Berge wegnahmen, schienen sie nicht mehr zu belästigen; quoll doch aus diesen Hüttenwerken der silberne Strom, der das Hauswesen in fröhlichem Gang erhielt. Der Verwalter hatte für eine sehr tüchtige Dienstmagd gesorgt; Minna merkte sofort mit Freuden, daß sie die Arbeit in Küche und Keller der braven Dorothee ruhig überlassen könne; nachdem sie daher die nöthigen Weisungen für das Abendessen ertheilt hatte, nahm sie im traulichen Wohngemach an ihres Alfons Seite auf einem kleinen alten Sopha Plaz, und auf den trüben Tag folgte ein überaus glücklicher Abend.

Und auf den glücklichen Abend ein froher Morgen. Als sie beim Frühstück saßen, sagte Alfons: „Nun muß ich dir aber doch auch die funkelnden Schäze zeigen, die unser Bergwerk uns liefert. Du hast dich so sehr gefreut, wie ich dir von dem geheimnisvollen Funkeln der Krystalle in den finstern feuchten Stollen erzählte; aber beim Schein der lieben Sonne, die dort so freundlich aus den häßlichen Wolken bricht, funkeln diese Krystalle noch viel lieblicher.“ Er trat an einen hohen, aus lauter schmalen niedrigen Schubfächern bestehenden Schrank, zog eines derselben heraus, und stellte es vor seine Gattin auf den abgeräumten Frühstücktisch. Es war mit Reihen der prachtvollsten Flußspathkrystalle gefüllt; Würfel von ein bis anderthalb Zoll Durchmesser mit abgestumpften Kanten

oder zugespizten Ecken, Oktaeder, Rhombenzwölfflächner und andre wunderbar regelmäßige Krystallformen, durchsichtig wie mattgrünes oder blaues Glas schimmerten der erstaunten Minna entgegen. Sie glaubte zu träumen, sie wähnte sich in ein Mährchen von Tausend und eine Nacht versezt; denn sie meinte nicht anders, als daß dies lauter ungeheure Edelsteine seien, welchen man durch künstlichen Schliff all diese Flächen und Facetten gegeben habe. Aber Alfons belehrte sie alsbald, daß dies ein an sich geringes, in ganzen Felsmassen vorkommendes Gestein sei, welches in der Urzeit, als die Gebirge sich bildeten, beim Erkalten oder Erstarren diese mathematisch regelmäßige Form angenommen habe; er erklärte ihr, daß jedes Mineral in entsprechender Weise seine bestimmten mathematischregelmäßigen Formen habe, in denen es krystallisire, daß aber allerdings Krystalle von solcher Größe und Schönheit, wie diese vorliegenden, zu den größten Seltenheiten gehörten. Er brachte ein zweites Schubfach, das mit krystallisirtem schwefelsaurem Baryt gefüllt war, welcher aus seltsam zugeschärften glasartigen Tafeln bestand, die vom milchweißen in ein zartes Fleischroth schimmerten; ein drittes Fach enthielt den schönsten Kalkspath in stumpfen und spizen Rhomboedern und in den niedlichsten sechsseitigen Säulen. Noch mehr aber freute sich Minna über eine Schublade voll der wundervollsten sattgrünen Malachite, von welchen Alfons ihr sagte, daß dieselben allerdings an Werth den Edelsteinen nahe kämen. Daß diese Malachite aber ein Kupfererz seien, konnte sie kaum glauben; eher begriff sie, daß das metallisch glänzende Glaserz eine Legirung von Silber und Blei enthalte. Ueber dem Beschauen der trefflichen Steinsammlung vergingen einige Stunden; nachher führte

Alfons sie in dem Hüttenwerk umher, und zeigte ihr das Pochwerk, die Erzwäsche und die Oefen, und auch hier ging ihr eine neue, interessante Welt auf. Dazwischen fiel denn ihr Blick hinaus auf die nunmehr von der freundlichsten Sonne beschienenen Gehänge des Thales, auf die felsigen Wände der Berge, auf den bunten Herbstschmuck der Wälder, und sie mußte gestehen, daß das Schappachthal ein reizendes Thal sei. Nur eines vermißte sie, einen Garten; denn der Gemüsegarten hinter dem Wohnhaus und Hof war an den Verwalter verpachtet. Aber Alfons beruhigte sie, daß er im nächsten Frühjahr ein Stück Ackerland, das sich die Höhe hinanzog, als Garten wolle anlegen lassen.

Dieser erste Tag ward als Ruhe- und Feiertag begangen; den folgenden ging Alfons an seine Arbeit, indem er sich vom Verwalter die Rechnungen vorlegen ließ, und so eine Einsicht in den Stand des Geschäftsbetriebes sich verschaffte. Er schüttelte gar manchmal den Kopf; denn schon aus diesen Rechnungen ersah er, daß das Hüttenwerk nicht mit der rechten Umsicht und Einsicht war betrieben worden. Ein alter Schlendrian war beibehalten; die Zahl der in den Gruben verwendeten Knappen war zu groß im Vergleich mit der Menge des zu Tage geförderten Erzes; neuere Verbesserungen und Erfindungen waren unberücksichtigt geblieben, brauchbare Abfälle der Erze als Schlacken weggeworfen; kurz, das Werk bedurfte einer gründlichen Umgestaltung. Am folgenden Morgen ging er daran, die Gruben zu befahren; er verabschiedete sich von Minna nach dem Frühstück, um erst am Abend wieder heimzukommen. Dem Verwalter, der ihn begleitete, deutete er freundlich aber bestimmt an, wieviel da anders werden müsse; aber auf

dem Gesichte desselben malte sich deutlich das äußerste Misbehagen. Er schien in den Worten seines Herrn einen Tadel zu lesen, als ob er sein Amt nicht mit Treue verwaltet habe; Alfons bemerkte dies, und beruhigte ihn, daß er ganz wohl mit ihm zufrieden sei; „Sie haben Ihre Pflicht gethan nach Ihrem besten Wissen; nun ist es an mir, auch meine Pflicht zu thun, und die Kenntnisse, die ich in Sachsen erworben, und die neueren Erfindungen, die ich dort kennen gelernt habe, zu verwerthen.“ — „Das Neue ist nicht immer das Bessere“, sagte der Verwalter. „Die Leute wollen jezt über Nacht reich werden; aber es liegt nicht an unserm Wollen und Laufen, sondern an Gottes Segen; denn den Seinen gibts der Herr im Schlaf.“ „Und darum soll ich wohl Ihre Schlafkappe über die Ohren ziehen?“ sagte Alfons, ärgerlich über diese verkehrte Anwendung biblischer Sprüche. Er ertheilte gemessene Befehle, und erklärte, daß er morgen wiederkommen und den Vollzug derselben in eigner Person überwachen werde.

Als er in seine einsame Wohnung zurückkehrte, sah er das Wägelchen, das zu kürzeren Ausfahrten diente, vor dem Hause stehen, und den Kutscher beschäftigt, die Pferde auszuschirren. „Wer ist da ausgefahren?“ fragte er. „Die gnädige Frau“, war die Antwort. Sie sei spazieren gefahren, dachte er, und erstaunte nicht wenig, als sie ihm mit etwas verstimmter Miene und mit der Klage entgegenkam, daß Wolfach ein armseliges Nest sei, wo man nichts gescheites bekommen könne. „In Wolfach bist Du gewesen?“ fragte er betroffen. „Und das so ohne mich, und ohne mir etwas davon zu sagen? Ich hatte mich so darauf gefreut, Dir das Kinzigthal selbst zu zeigen.“ — „Dorothee sagte mir, daß ich in

Wolfach Möbelzeug bekommen würde, und nannte mir einige Kaufleute. Da war ich rasch entschlossen, und dachte dich mit einem guten Einkauf zu überraschen. Aber es war alles schlecht und sündentheuer. Nur für die Stühle des Schlafzimmers fand ich einen passenden Kattun." — „Das hätte ich Dir vorausgesagt", erwiderte Alfons, „wenn Du mich darnach gefragt hättest. Solche Sachen müssen wir von Straßburg beziehen."

Es war ein fataler Abend. Alfons war über den Eigensinn des beschränkten Verwalters verstimmt; die Sorgen um das Bergwerk gingen ihm im Kopf herum; so war er wortkarg und zerstreut. Minna meinte, er schmolle, weil sie ohne sein Wissen nach Wolfach gefahren. Sie fand das ungerecht; hatte sie doch gemeint, ihm eine Ueberraschung bereiten zu wollen! Hatte sie doch nicht wissen können, daß er sich darauf gefreut hatte, ihr das Kinzigthal selbst zu zeigen! Und was war denn an diesem weiten flachen Kinzigthal so besonderes zu sehen? Sie hatte sich von diesem vielgerühmten Schwarzwald ganz andre Begriffe gemacht. Höhenpunkte hatte sie erwartet, von wo aus man, wie von den Höhen des Fichtelgebirges, selbst von den kleineren Ausläufern desselben, weite Länderstrecken überschauen könne. Nun war sie aber Stunden weit gefahren und immer im Thal eingeschlossen geblieben, und immer eingefangen von Bergwänden. Wo die Schappach in die Kinzig mündet, hatte sie mit Sicherheit auf einen freien weiten Ausblick gehofft, etwa dem vergleichbar, wo die Rössla bei Weißenstadt aus den Bergen tritt und man sogleich weit nach Böhmen hineinsieht. Aber nichts von allem dem! Das Thal bildete zwar ein breiteres Becken, aber so weit sie blicken konnte, sperrten Bergwände und

Höhenzüge die Aussicht. Und diese Thäler selbst, sie waren recht niedlich; indeß von jenen schwindelnden senkrechten Felsenwänden und tobenden Waldströmen, von denen Alfons auf dem Haideberg erzählt hatte, war nichts zu entdecken, geschweige von einem Blick auf die Alpen. Sie bedachte nicht, daß der Schwarzwald ein Gebirg von 18 Meilen in der Länge ist, und daß sie hier in dem nördlichsten Theile desselben, dem unbedeutenderen, sich befand. Sie war enttäuscht; sie kam sich wie eine Gefangene vor in diesen eingesperrten Thalgründen.

Auch sie war einsilbig und nachsinnend, und Alfons, von seinen Bergwerksgedanken erfüllt, bemerkte es nicht einmal!

Die Verstimmung ging mit dem Abende vorüber. Es kamen wieder recht frohe, glückliche Tage. Auch die Befürchtungen, welche Alfons in Betreff des Verwalters gehegt, erwiesen sich zu seiner Verwunderung als völlig ungegründet. Alle Befehle und Anordnungen wurden aufs gewissenhafteste ausgeführt; Alfons hatte nicht nöthig, den Vollzug persönlich zu überwachen; während er heute die Anlage eines neuen Gestengs in der St. Romanszeche leitete, so ließ mittlerweile der Verwalter im Hüttenwerk die neue Transmissionswelle einziehen, und Alfons fand bei seiner abendlichen Rückkehr die Arbeit, die er morgen in Person zu leiten gedachte, schon heute aufs pünktlichste und beste vollbracht. — „Ei, ei!" rief er freudig, „das ist ja brav! Nicht wahr, Beilmann, Sie überzeugen sich selbst, daß meine Anordnungen gut sind?" — „Wir müssen unsern Herrn gehorchen, auch den wunderlichen", versezte der Verwalter ruhig. Alfons wendete ihm den Rücken, und trat in seine Wohnung.

Aber welch eine unangenehme Ueberraschung wartete hier seiner! Er hätte weinen mögen! Dieses alte Meublement des Wohnzimmers, diese Stühle von verschossenem rothem Moor, sie waren neu, mit violettblauem Plüsch, überzogen. „Meine Stühle —!“ stammelte er. „Aber Minna“, fuhr er im Tone sanften Vorwurfs, mit einer fast von Thränen gedämpften Stimme fort, „Minna, ich habe dir doch gesagt, daß ich diese Stühle, wie sie da sind, in mein Arbeitszimmer nehmen wolle. Diese alten Stühle waren mir ein theures Andenken, das theuerste, was ich besaß. Sie hatten im Zimmer meiner Mutter gestanden; als Kind, als kleiner Knabe, bin ich auf ihnen herumgeklettert, habe vor ihnen gestanden, und die schillernden Streifen des Zeuges betrachtet. O, diese Stühle erinnerten mich an meine Kindheit, an meine Mutter! — —“

„Geh, geh“, sagte sie, „du wirst doch nicht im Ernst daran gedacht haben, dies alte verschossene fadenscheinige Zeug in dein Zimmer zu nehmen. Man hätte sich ja geschämt!“

„Nun, dich hätte es dort nicht belästigt“, versezte er etwas bittrer, bezwang sich aber sogleich, und fuhr in bittendem Tone fort: „Nein, Minna, den einzigen Gefallen thust du mir, und trennst mir den neuen Ueberzug herunter und nähst den alten wieder darauf. Ich will dir neue Nußbaumstühle machen lassen; die magst du mit dem Plüsch überziehen; aber diese alten Sessel mit den geschweiften Lehnen und goldenen Löwenköpfchen müssen wieder werden, wie sie waren.“

„Gott bewahre!“ rief Minna lebhaft. „Meinst du, daß ich einen geschlagenen Tag lang umsonst mich

abgestochen habe? Nein, das laß dir aus dem Sinne gehn, lieber Alfons!"

„Wo hast du den abgetrennten Ueberzug? Gib mir ihn!"

Sie öffnete eine Schublade, nahm eines der Stücke Moor heraus, spannte es zwischen den Fingern, und riß es — kràch — entzwei.

„Das ist malitiös!" sagte der tiefverwundete Alfons, drehte ihr den Rücken, ging auf sein Zimmer, und seufzte. „Ich habe mich in ihr getäuscht!" rief er aus.

Er hatte Unrecht. Erst jezt täuschte er sich über sie. Es war nicht malitiös; es war nur resolut. Es war dieselbe Resolutheit, mit der sie neulich nach Wolfach gefahren, und vorgestern heimlich den Plüsch von Straßburg hatte kommen lassen. Sie hatte nur jeder Wiederverwendung des alten Stoffes ein für allemal zuvorkommen und zugleich ihren Mann von dem unbrauchbaren Zustand desselben überzeugen wollen. Es war dieselbe Resolutheit, womit sie bei dem Stelldichein im Garten sich zur Entführung bereit erklärt hatte. Dort war es Alfons zufrieden gewesen, daß sie jegliche Pietät gegen ihren Vater verlezte, und jezt forderte er Pietät gegen ein paar mottenfräßige Lappen!

Aber so ist der Mensch. Blind über sich selbst. Die Rechte Anderer misachtet er; was ihm selber Werth hat, daraus macht er einen Gözen, dem jeder Andre dienen soll. Und während ihn so die Selbsucht regiert, will er es doch nicht glauben, daß er ein Sünder ist von Natur. —

Als er nach einer Stunde wieder ins Wohnzimmer trat, fand er Minna in Thränen schwimmend. Es war das erste herbe Wort gewesen, das sie aus seinem Munde

vernommen. Alfons erschrak. Ihm schien es, als hätte sie auf den Knieen gelegen und wäre bei seinem Eintritt rasch aufgestanden. „Minna! was ist dir?“ hub er an, aber sie kam ihm zuvor, indem sie klagend sagte: „Es hält ja wirklich keinen Stich mehr!“ Erst jezt bemerkte er, daß sie von einem der Stühle den Plüsch wieder abgetrennt und den alten Ueberzug wieder aufzunähen versucht hatte. Sie wollte wenigstens einige der Stühle ihm für sein Zimmer nach seinem Wunsche wiederherstellen.

Er war tief gerührt, und überzeugte sich nun, daß Minna verständiger gewesen als er, und in der Sache Recht gehabt. Der alte Moor war überall von Schaben zerfressen und so mürb geworden, daß er beim Gebrauch der Stühle jedenfalls kein halbes Jahr mehr gehalten hätte.

Er gestand das zu; er bat Minna um Verzeihung, stellte ihr aber vor, daß, wenn sie, ehe sie gehandelt, mit ihm vernünftig gesprochen hätte, sie diese unangenehme Scene vermieden haben würde. Sie konnte das nicht in Abrede stellen, und nahm sich fest vor, künftig nicht das geringste mehr zu unternehmen, ohne ihre Pläne und Gedanken zuvor vertrauensvoll ihrem Alfons mitgetheilt zu haben.

Damit war der eheliche Frieden auf längere Zeit wiederhergestellt. —

Der Verwalter bekam an einem dieser Tage einen Besuch. Ein freundlicher ältlicher Mann, in grauem Rock, wie er selbst, aber ohne Perrücke, in schlichtem Haar, sprach eines Abends vor, und wurde von der Frau Verwalterin als alter Bekannter begrüßt und in die Stube geführt. „Sezen Sie sich, Bruder Krause“,

sprach sie; „mein Mann wird bald kommen. Was bringen Sie Gutes von Königsfeld?“ — „Den Frieden Gottes und die herzlichsten Grüße von allen Freunden“, erwiderte der Angeredete. „Bruder Jakob ist aus Westindien zurück; er hat dort in reichem Segen gearbeitet, aber seine Gesundheit hat gelitten; er bedarf der Erholung. Der Herr wolle ihm seine Kraft wiederschenken! Aber wie ergeht es Euch unter der neuen Herrschaft?“ — „Gott sei Dank, gut“, antwortete die Verwalterin. „Mein Mann hat in der lezten Zeit ein bischen viel Arbeit gehabt; der neue Herr will alles anders haben, als es bisher war; die meisten Werke sind ganz neu eingerichtet worden, neue Maschinen und Gestenge angebracht, und das alles ein bischen rasch. Da gibts denn freilich für meinen Mann zu thun. Aber er ist Gott Lob rüstig, und kann's prästiren. Und er thut's gerne; er sagt, daß der neue Herr die Sache aus dem Grund versteht; und er freut sich jezt selbst, alle diese Verbesserungen kennen zu lernen. Anfangs hat's ihm ein bischen weh gethan.“

„Der junge Herr ist wohl etwas rasch zugefahren?“ meinte der Gast.

„Freilich, aber es ist nicht das allein, sondern was meinem Mann weh gethan hat, das war die Art, wie der junge Herr zu Werk gegangen ist. Mein Mann hat seine Pflicht so treu und gewissenhaft gethan, daß ein Wort des Dankes oder der Anerkennung, wenn man's menschlich betrachtet, wohl am Plaze gewesen wäre.“

„Sag mir nichts über den jungen Herrn“, fiel plözlich die Stimme des Verwalters ein, der unbemerkt eingetreten war, und jezt dem Gaste die Hand schüttelte. „Was ich gethan habe war meine Pflicht, und die habe

ich um Gottes willen gethan, und verlange keinen Dank von Menschen. So wir alles gethan haben, was wir schuldig sind, so sind wir unnüze Knechte gewesen. Der junge Herr ist besser, als ich gedacht hatte. Wie er da gleich am ersten Tag anfing zu tadeln, und zu reden, daß die Sache viel vortheilhafter eingerichtet werden könnte, da meinte ich, er sei einer von denen, die nicht genug Geld zusammenraffen können. Aber darin hab ich ihm schweres Unrecht gethan. Das Geld ist das lezte, worauf er sieht. Es ist wahr, die Berg- und Hüttenwerke werden von nun an noch reichlich die Hälfte mehr tragen, als bisher, aber dafür gibt er auch den Arbeitern mit vollen Händen. Sechs alte Knappen hat er entlassen, aber er hat jedem ein Grundstück angewiesen, das sie zeitlebens, ohne Pacht zu zahlen, bebauen sollen, und ihre Häuschen, wo sie bisher gewohnt haben, dürfen sie auch behalten. Den andern hat er, ohne daß sie's verlangten, den Lohn erhöht. Sein Herz hängt nicht am Mammon. Wenn er alles hat anders haben wollen, so war das nur der Trieb, seine erworbenen schönen Kenntnisse thätig anzuwenden. Gott wolle ihn segnen und ihm die beste Kenntnis verleihen, die ihm freilich noch fehlt."

„Ist er verheirathet?" fragte der Gast.

„Er hat eine hübsche junge Frau mitgebracht", sagte der Verwalter.

„Sie ist wohl auch katholisch?" fragte der Gast.

„Wir wissen es nicht", erwiderte die Verwalterin. „Weder er noch sie haben bisher eine Kirche besucht."

„Und ihre nähere Bekanntschaft haben Sie noch nicht gemacht?"

„Das ist mir noch nicht möglich gewesen", sagte

die Verwalterin lächelnd. Das weiße Battisthäubchen und das schlichte dunkle Kattunkleid, das ich trage, scheinen daran Schuld zu sein. Sie hält mich, glaube ich, für eine Bäuerin. Wenn sie mir begegnet, nickt sie mir freundlich aber sehr von oben herab einen Gruß zu, nicht anders wie jeder Bauernfrau. Uns in unsrer Wohnung zu begrüßen, ist ihr noch nicht eingefallen."

„Ei nun, da ginge ich einmal zu ihr", meinte der Gast. Die Verwalterin wendete ein, daß dies als Zudringlichkeit ausgelegt werden könnte, und daß sie nicht gern etwas thue, was ihres Berufes nicht sei; der Gast aber entgegnete: „Sie ist Ihre Herrschaft, und so schickt es sich wohl, daß Sie ihr einmal die Aufwartung machen."

„Dazu ist es jezt zu spät", meinte Frau Beilmann, „auch ist es vielleicht besser, wenn wir einander fern bleiben. Wollen wir froh sein, wenn man uns hier in diesem katholischen Lande unangefochten unsres Glaubens leben läßt." Der Gast ließ sich aber nicht irre machen, und redete ihr so lange zu, bis sie ihm versprach, am nächsten Vormittag, einem Sonntag, seinen Wunsch zu erfüllen. —

„Was haben die Verwaltersleute?" fragte Alfons am andern Morgen, als aus der Wohnung Beilmann's der leise Gesang eines frommen Liedes herübertönte.

„Der Bruder Krause ist bei ihnen zum Besuch", erwiderte Dorothee, die eben den Kaffee hereintrug.

„Wer ist der Bruder Krause?" fragte Alfons.

„Er ist von Königsfeld", sagte Dorothee, „und besucht von Zeit zu Zeit die Brüder, und da halten sie dann eine Hausandacht."

„Königsfeld? Brüder? — Was für Brüder?"

„I nun, von der Brüdergemeinde in Königsfeld", versezte Dorothee.

„Brüdergemeinde?" fragte Alfons. „Was für eine Sekte ist das?"

„Ich glaube, das sind die Herrnhuther", sagte Minna. „Tante hat mir einmal davon erzählt. Im Vogtland ist auch so eine Gemeinde. Sie haben ganz wunderliche und schwärmerische Einrichtungen; sie sagen alle zu einander Du, und wenn einer heirathen will, so wird geloost, wer unter den ledigen Mädchen seine Frau werden soll."

„Puh!" sagte Alfons.

„So ist es denn doch nicht", erlaubte sich Dorothee zu bemerken.

„Gehörst du auch zu der Sekte?" rief Alfons.

„Nein", sagte Dorothee, „aber ich bin eine halbe Stunde von Königsfeld zu Hause, und bin oft hingekommen."

„Es sollen im übrigen brave rechtschaffene Leute sein", bemerkte Minna.

Dorothee ging in ihre Küche. Alfons schlug, um den Sonntag Morgen hinzubringen, ein Damspiel vor, und saß mit seiner jungen Gattin noch eifrig in die vierte Partie vertieft, als an der Thür gepocht wurde, und auf ein „Herein" der Verwalter mit seiner Frau eintrat. Sie trug ihr gewöhnliches dunkelblaues Kattunkleid mit dem weißen Häubchen.

„Ich muß mich entschuldigen", sagte Beilmann, „daß ich nicht schon längst meine Pflicht gethan und mit meiner Frau der gnädigen Herrschaft meine Aufwartung gemacht habe. Ich wußte nur nicht recht, ob ich es

wagen dürfe", sezte er hinzu, „und ich fürchte fast, daß wir auch jezt ungelegen kommen."

„Du bist am Zug, merk' es", sagte Alfons zu Minna, und trat dann mit ihr den Eintretenden entgegen. „Ganz und gar nicht, Herr Verwalter", sagte er dann. „Nehmen Sie ein wenig Plaz. Es ist ja heute Sonntag, da hat man ja zu allem Zeit."

Er bot dem Verwalter einen Stuhl; die Verwalterin durfte sich selbst einen holen. Alfons und Minna nahmen wieder auf dem Sopha Plaz.

„Sie haben einen Gast", hub Alfons an, „da ist es doppelt freundlich, daß Sie grade heute sich die Zeit abgebrochen haben".

„Es ist ein lieber alter Freund, der Diasporaprediger aus unsrer Gemeinde, der uns zuweilen besucht."

„Und da sind Sie nun mitten aus der Arbeit, ihn zu bewirthen, herübergekommen", versezte Minna mit einem Anflug von satirischem Lächeln.

„O nein", sagte Frau Beilmann; „von Bewirthung ist da gar keine Rede; Bruder Krause nimmt mit unsrer gewöhnlichen einfachen Kost vorlieb."

„Ich dachte, weil Sie noch im Hauskleide sind", sagte Minna.

„Sie halten dies für mein Hauskleid?" versezte Frau Beilmann freundlich. „Es ist mein Sonntagskleid und meine Sonntagshaube. Nur ist es in unsrer Gemeinde Sitte, daß sich die Sonntags= von der Werktagstracht in Schnitt und Farbe nicht unterscheidet."

„Da sieht man ja bei Ihnen gar nicht, daß Sonntag ist", sagte Alfons.

„Doch", erwiderte der Verwalter. „Man sieht es daran, daß wir von der irdischen Arbeit ruhen, und

uns mit Gottes Wort und unserm Seelenheil beschäftigen".

„Da halten Sie unser Damspiel wohl für eine Sünde?" fragte Minna mit einigem Nasenrümpfen.

„Das Damspiel halte ich für keine Sünde", versezte Frau Beilmann, „aber mir für meinen Theil bleibt am Sonntag Morgen zum Damspiel keine Zeit."

Minna schwieg. Alfons nahm das Wort, und fragte: „Wenn ich nun wünschte, Herr Verwalter, daß dringender Bestellungen wegen am Sonntag das Poch- und Mahlwerk in Gang bliebe, würden Sie sich wohl weigern, Ihr Amt im Hüttenwerk am Sonntag zu versehen?"

„Gottesdienst geht vor Herrendienst", sagte der Verwalter ruhig. „Mein Contrakt verpflichtet mich nur für die Werktage; am Sonntag zu arbeiten, geht wider mein Gewissen und wider die Vorschriften meiner Religion, und die Freiheit, ungestört meines Glaubens zu leben, ist mir in meinem Contrakt ausdrücklich vorbehalten, und derselbe von der Fürstenbergischen Herrschaft auch ratificirt."

„Hm", sagte Alfons, und biß sich auf die Lippe. „Wie lange haben Sie schon diese Stelle?"

„Schon eilf Jahre, seit dem Tode Ihres Herrn Vaters."

„Mein Vormund hat Sie hiehergesezt?"

„Allerdings, Herr Baillard."

„Nun, ich denke, Sie werden noch recht lange da bleiben", sagte Alfons mehr glatt, als freundlich.

„Das Wetter hat sich wieder recht ordentlich gemacht", hub er nach einer Pause wieder an. „Die Weinlese, höre ich, wird in dieser Woche beginnen."

„Morgen“, sagte der Verwalter.

„Minna, da machen wir übermorgen eine Partie nach Biberach“, rief Alfons lebhaft. Den Jubel der Weinlese mußt du dir einmal ansehen. Da sieht man nichts als fröhliche Gesichter und lustige Leute, und die lustigen Leute hast du und ich gern. Dabei soll dir denn auch das längstersehnte Glück zu Theil werden, einmal einen Höhenpunkt zu besteigen und etwas anderes vom Schwarzwald zu sehen, als das Innere eines eingeschlossenen Thales. Wann geht der Bote nach Wolfach?“

„Um 12 Uhr“, sagte der Verwalter.

„Gut, dann schreibe ich sogleich nach Straßburg, daß Vaillard's auch dorthin kommen. Du mußt die Familie meines Vormunds kennen lernen.“

Der Verwalter und seine Frau verstanden den Wink, und empfahlen sich.

„Wir sind so weit, wie zuvor“, sagte sie zu Bruder Krause, als sie in ihre Wohnung trat.

„Eher noch weiter aus einander“, bemerkte ihr Mann. „Herr v. Montclair scheint einen entschiedenen Widerwillen gegen unsre „Sekte“, wie er sie nennt, zu haben, und ich glaube, ich bin die längste Zeit hier gewesen. Nun, Gottes Wille geschehe! Der Herr wird ein Plätzchen für mich bereit haben, wo ich mein Haupt hinlegen kann.“ —

Zwölftes Kapitel.

Eine Lustfahrt.

Es sinkt des Nebels silbernes Geschmeide,
Und hoch am Himmel glänzt der Sonnenball.
Die Straße dehnet sich in ferne Weite,
Bis dort sie birgt der Hain und Hügelwall.
Die Heerde zieht hinaus mit frohem Schall;
Der Himmel bricht in blass' und blaue Flocken,
Und von den Bergen weht der Morgenglocken
Gedämpfter feierlicher Wiederhall.

O. Fl.

Es war eine herrliche lustige Fahrt, als am Dinstag in aller Frühe das leichte offne Wägelchen mit dem jungen Ehepaar das Thal hinabfuhr. Das Morgenroth stand links über den Bergen, und vergoldete die gegenüberliegenden Gehänge; verstreute Rinder grasten auf den Wiesen; die Hirtenbuben sangen und jauchzten; die Felsen glänzten unter den Strahlen der aufgehenden Sonne. Die Sohle des Thales wurde immer weiter, die Berge immer bedeutender; in scharfem Trab liefen die Rosse; pfeilschnell rollte der leichte Wagen dahin; von den Kirchthürmen der Dörfer schallte das Morgengeläut in die Luft. Auf einem Felsenkegel erschien der Thurm der Burgruine Altwolfach; hinter ihm that das Schappachthal seine Bergespforten auf; der weite Kinziggrund lag offen im hellen Sonnenglanze da. Das Städtchen Wolfach „mit seinem schlechten sündentheuern

Möbelzeug“ blieb links liegen; die Straße bog sich rechts; der Kinzig folgend, rollte der Wagen zwischen stattliche schönbewaldete Berge in eine enge Thalkluft hinein. Jenseits derselben, wo aus wildem Bergthal die Gutach der Kinzig zueilt, erschien in freundlich erweiterter Thalebene das Städtchen Hausach mit seiner Burgruine aus den Tagen der Zähringer. „Weinberge!“ rief Minna beim Blick auf die benachbarten Gehänge, und siehe, da schallte auch schon ein Singen und Jauchzen herüber; Büchsen knallten; die weißen Pulverwolken verflogen im Morgenwind; die ganzen Weinberge waren lebendig geworden, zwischen dem Grün und Gelb des Rebenlaubes wimmelte es überall von Winzern. An Schaaren von Leuten, die zur Lese gingen, fuhr der Wagen vorüber; die Mädchen trugen schwarze Röcke und breitkrämpige, mit Rosetten verzierte Hüte; aus dem schwarzen Rock der Männer schimmerte lebhaft das rothe Unterfutter hervor. Wägen mit Kufen fuhren hinaus, Butten wurden auf dem Rücken getragen; so ging das Leben und Treiben fort von Ortschaft zu Ortschaft.

Die Ebene wurde weiter. Das Fürstenbergische Städtchen Haslach lag vor den beiden Reisenden; hier erhielten die Pferde Salz und Brod; nach kurzem Aufenthalt rollte der Wagen über Steinach in die prachtvolle Thalebene hinein, welche — nicht mehr von einzelnen Bergen, sondern von ganzen Bergketten umgrenzt — in weitem Bogen sich hindehnt. Rechts hinüber, am Eingang eines engen Seitenthales, lag die kleine Reichsstadt Zell mit ihrem trefflichen Rothwein am Fuß einer reizenden zackigen Bergkette. Am andern Ende der lezteren öffnete sich das Kinzigthal nach der Rheinebene; links lehnte sich das Städtchen Biberach an eine steile Berg-

wand, auf deren höchster Zinne die Ruine Hohengeroldseck wie ein Adlernest in die Lüfte ragte, und ein Blick rückwärts fiel auf die Hochfirsten des Schwarzwalds, welche über die lachenden Wände des Kinzigthales ernst hereinschauten. Minna war hingenommen von Entzücken. Jezt sah sie's mit Augen, daß der Schwarzwald in einem größeren Stil gebaut sei, als das Fichtelgebirg. Ein so mächtiges, hochgethürmtes und weitgestrecktes Gebirg mußte freilich längergedehnte Thäler haben. Und welche Pracht des Pflanzenwuchses in der Tiefe dieser Thalebene! Welche Obstgehänge, welche mächtigen Nußbäume! Welche üppigen Fluren! Welche weiche warme Luft noch mitten im Oktober!

Der Wagen rollte über die Kinzigbrücke in das Städtchen Biberach hinein, und hielt an einem stattlichen Gasthofe. Ein ältlicher Herr in blauem Frack, gestickter Weste, gelbem Beinkleid, Schnallenschuhen und feingepuderter Perücke trat aus dem Hause, und begrüßte mit dem Rufe: „Ah, mein lieber Montclair! Willkommen, gnädige Frau!“ die Ankömmlinge. Es war Herr Vaillard. „Wie freue ich mich, Ihre Frau Gemahlin kennen zu lernen!“ fuhr er fort. „Kommen Sie, kommen Sie! meine Frau ist im Zimmer; meine Emilie habe ich leider nicht mitbringen können; sie leidet seit gestern an heftigem Zahnweh. Wie würde sie sich gefreut haben, Ihre Bekanntschaft, gnädige Frau, zu machen.“

Mit diesen Worten führte er das junge Paar in einen kleinen Speisesaal, wo schon die Tafel gedeckt und ein feines Gabelfrühstück bereitet war. Eine dicke Dame reich in Seide gekleidet erhob sich von ihrem Siz, und begrüßte die Ankömmlinge in französischer Sprache. Frau Vaillard war eine Pariserin, und verstand kein

Wort deutsch. Das fiel wie ein Wolkenschatten in Minna's fröhliche Stimmung. Sie hatte zwar französisch — dieses erste Erfordernis der Bildung in damaliger Zeit — gelernt, und sprach ziemlich geläufig; allein ihr Accent war von ihrer Gouvernante stets als schlecht getadelt worden, und nun sollte sie vor einer Pariserin sich hören lassen! Und welcher Zwang, den ganzen Tag lang ihren Gefühlen in einer fremden Sprache Ausdruck verleihen zu müssen! Aber sie mußte ins Wasser und schwimmen. So lange man beim Frühstück saß, war die Unterhaltung noch eine allgemeine. Als man sich nun aber anschickte, einen Weinberg zu besuchen, ging Alfons an der Seite des Herrn Vaillard, und vertiefte sich mit ihm in geschäftliche Gespräche über die Berg- und Hüttenwerke und deren bisherige Verwaltung, und so blieb Minna nichts übrig, als mit Madame zu conversiren. Ein Glück war es, daß die Zunge der lezteren so beweglich war, wie ihre Füße und ihr übriger Körper schwerfällig. Sie parlirte ihr unendlich viel von Paris vor; Minna hörte mit halbem Ohre zu, und betrachtete sich dabei den Weg und die Gegend mit dem gleichen Vergnügen, wie jemand, dem beim Genuß einer schönen Aussicht eine Hummel um die Ohren summt. Sie hatte sich gefreut, die Bekanntschaft Emiliens zu machen, von welcher Alfons viel gutes ihr erzählt hatte; sie hatte gehofft, in ihr eine Freundin zu finden; diese Hoffnung war fehlgeschlagen. So ganz ohne Freundin ja ohne allen Umgang zu leben, empfand sie als eine fühlbare Lücke in ihrem Glück. Die trefflichste treuste verständigste Freundin hätte sie freilich in nächster Nähe finden können — die Frau Beilmann; aber die trug ja eine weiße Battisthaube und ein blaues Kattunkleid!

„Er thut zwar seine Schuldigkeit“, sagte inzwischen Alfons zu Baillard, „aber er ist ein sonderbarer Mensch.“ „Wie meinen Sie das?“ fragte Baillard lächelnd. „Er ist ein Schwärmer, er gehört, ich weiß nicht welcher närrischen Sekte an“. „Mon Dieu!“ erwiderte der Vormund, „er ist ein Herrnhuther, voila tout! Haben Sie in Ihrem Leben noch nichts von Herrnhuthern gehört? Halten Sie diese Leute für gefährliche Sektirer? Sie leben in Königsfeld unter obrigkeitlichem Schuze, und sind in der ganzen weiten Umgegend als kreuzbrave Leute angesehen und geachtet.“

„Er steckt aber doch voll Schwärmerei“, entgegnete Alfons. „Dies ewige Umsichwerfen mit Bibelsprüchen! Mir ist sein ganzes Wesen in Grund zuwider!“

„Sie sind doch sonst ein aufgeklärter und toleranter Mann“, sagte Baillard. „Und selbst wenn Sie ein Fanatiker wären, so könnte es Ihnen am Ende gleich sein, ob der Mann ein Herrnhuther oder ein Protestant wäre. Kezer ist Kezer. Aber ohne protestantische Arbeiter können Sie doch einmal nicht auskommen. Mir, lieber Freund, ist es völlig gleichgültig, was einer für einen Glauben hat; ich halte es darin ganz mit dem alten Friz, der gesagt hat: In meinem Reiche kann jeder nach seiner Façon selig werden.“

„Und mir wollten Sie zutrauen“, hub Alfons an, „daß ich einen Menschen seines Glaubens wegen verfolgen oder beeinträchtigen oder schlimmer ansehn würde? Meinetwegen glaube er an den Teufel und seine Großmutter! Welchen Hokuspokus von Glauben und Aberglauben die Leute um die Moral herum machen, das ist mir völlig einerlei, aber das verlang' ich, daß einer ein umgänglicher Mensch sei. Dieser Beilmann schaut einen

immer an, wie ein stiller Vorwurf; ihm ists nicht genug, daß er fromm ist; er schaut drein, als wollte er haben, daß auch alle andern Menschen in derselben Art fromm wären, wie er. Ich weiß, daß er unter die Bergknappen religiöse Flugschriften vertheilt, um auch ihnen die Köpfe zu verdrehen. Das ist mir in den Tod zuwider. Mein alter Feilenhauer im Fichtelgebirg hat an die Geister geglaubt, die in seines Urgroßvaters Zwergsack gesteckt haben sollen. War mir auch recht! Er war aber ein umgänglicher Kerl!"

„Und Sie, mein Lieber, haben ihm diesen Aberglauben also nicht zu benehmen gesucht?" erwiderte Vaillard.

„Da wäre ich schön angekommen", rief Alfons. „Bitterböse wäre er geworden, wenn ich ihm nicht all seinen Gallimathias aufs Wort geglaubt hätte."

„Auch er verlangte also, daß Andre seinen Glauben theilen sollten", sagte Vaillard. „Obgleich ich von dem Manne, den Sie da genannt haben, nichts weiß, so denke ich doch, er wird mit seinen Mittheilungen und seinem Verlangen viel zudringlicher gewesen sein, als Beilmann es je zu sein sich erkühnt hat."

„Ja", sagte Alfons, „aber das war auch ein andres Ding. Bei ihm konnte ich die Sache als Spaß mitmachen; aber bei Beilmann trägt alles einen so ernsten Charakter."

„Dafür nimmt er es auch ernst mit seiner Pflicht", versezte Vaillard. „Mag sein Glaube sein, welcher er will; aber er hat Gewissen, und wohl eben daher mag es kommen, daß es ihm auch mit seinem Glauben nicht Spaß, sondern Ernst ist. Sie klagen, er sei nicht umgänglich. Ich gebe das zu, aber er ist auch nicht als

Ihr Gesellschafter, sondern als Ihr Verwalter angestellt. Der Fürst von Fürstenberg hat in Hausach einen umgänglichen Verwalter gehabt, einen charmanten Mann, gewandt wie ein Cavalier, lebhaft, geistreich, zu allen Diensten brauchbar; nur hat sich schließlich die kleine Unannehmlichkeit ereignet, daß er mit der Kasse durchgegangen ist, nachdem er, wie sich nun herausstellte, schon eine Reihe von Jahren hindurch seinen Herrn um Tausende betrogen hatte. Nein, nein! sein Sie klug! Halten Sie Ihren ehrlichen Beilmann warm! Einen zweiten, wie ihn, finden Sie so leicht nicht wieder! Ich stehe Ihnen dafür, daß an dem Tage, wo Sie ihn entlassen, der Fürst ihn in seine Dienste nimmt." —

Die Herren waren während dieser Unterredung an dem Weinberg, der das nächste Ziel sein sollte, angekommen, und warteten der zurückgebliebenen Frauen. Keuchend kam Frau Baillard, ungeduldig Minna heran. Man trat ein; der Besitzer des Weinbergs kannte beide Herren, und lud Sie freundlich ein, sich Trauben abzuschneiden, so viele sie wollten. Er führte sie an einige Gutedel- und Traminer-Reben, und da sie etwas zaghaft waren, schnitt er selbst die schönsten Trauben ab, und bot sie ihnen dar. Das war eine Lust, diese süßen köstlichen Trauben unter dem Gesang und Gejauchze der Winzer vom Stock zu essen! Die beiden Herren schnitten sich selber Trauben, und auch die Damen wurden herzhafter und griffen zu. Aber Minna sagte: „Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Wir sollten uns, was wir uns da schmecken lassen, zu verdienen suchen und ein wenig schneiden helfen." „Probire es", sagte Alfons, „ich denke, du wirst es bald satt bekommen." Frisch trat Minna in eine Zeile der Winzer, nahm einen Wein-

stock in Beschlag, und schnitt mit Eifer Trauben in die danebenstehende Butte. Die Winzersleute hatten eine Freude über die rüstige Helferin; eine größere Freude hatte Minna selbst. Auch Alfons trat in die Reihe neben seine Frau, und half wacker mit, und Minna hätte nichts lieber gethan, als eine Stunde so fortzuarbeiten. Aber die Lust nahm rasch ein Ende; ein Bursche, der dem neuen vornehmen Winzerpaar eine rechte Ehre anthun wollte, feuerte seine Büchse ab; unglücklicherweise stand er ganz in der Nähe hinter der Frau Baillard; diese erschrack über den Schuß so sehr, daß sie um ein Haar in Ohnmacht gefallen wäre; sie erklärte, daß ihre Nerven dies Getöse schlechterdings nicht vertrügen, und daß sie mit ihrem Gatten den Weinberg verlassen müsse. Die Höflichkeit verbot, sie allein vorausgehen zu lassen, obgleich dies an sich das vernünftigste gewesen wäre; denn den steilen Berg hinan, der jezt erstiegen werden sollte, würden Alfons und Minna der keuchenden Dame doch rasch genug nachgekommen sein. Minna brachte dies auch gegen Alfons in Vorschlag, allein dieser erklärte sich bestimmt gegen die Vernunft zu Gunsten der Höflichkeit, und so sah sich Minna zu ihrem lebhaften Misvergnügen genöthigt, den Weinberg schon wieder zu verlassen.

Alfons bot der dicken Dame den Arm; Minna hatte dadurch den Vortheil, sich mit Herrn Baillard deutsch unterhalten zu können. Im Schatten mächtiger Nußbäume stieg sie mit ihrem freundlichen Begleiter behaglich den beträchtlichen Berg empor, hatte aber den Sattel desselben längst erreicht, als die dicke Dame noch kaum die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte. Ein Wirthshaus stand da; „hier wollen wir auf Ihren Herrn Ge-

mahl warten", sagte Herr Vaillard, „er wird Sie gerne selbst nach der Aussicht führen wollen." Endlich kam er mit der corpulenten Pariserin nach. Diese erklärte, daß sie unmöglich noch höher steigen könne; erst auf vieles Zureden ihres Gemahls entschloß sie sich endlich. Ach wie gerne hätte Minna mit ihrem Alfons allein den Kegel des Berges erstiegen! Doch jezt ging sie ja an seinem Arm voran, während das ältere Ehepaar langsam folgte. Ein bequemer Fußpfad wandte sich nach der Ruine hinauf; vom Bergwind umfächelt, stieg sie leichten Schrittes die Höhe empor. Großartig und majestätisch thronte die Burg auf ihrer Felsenzinne, und redete von uralten Zeiten. Kerold, ein Schwager Karls des Großen, soll dies Schloß gebaut haben; gewiß ist, daß ein Dynastengeschlecht der Gerolde von Hohengeroldseck schon in der ersten Hälfte des Mittelalters hier seinen Siz hatte, und seine Herrschaft über Veldenz und Lahr, über das ganze Kinzigthal und bis an den Neckar ausdehnte. Als das Geschlecht im Jahre 1634 ausstarb, kam die Herrschaft an die Herren von Leyen, die in Folge dessen in den Grafenstand erhoben wurden. Noch kein Jahrhundert lang, erst 1697, war das stolze Schloß zerstört; die Franzosen unter Crequi hatten es verbrannt; indessen waren die gewaltigen Mauern des Hauptgebäudes noch ziemlich wohl erhalten und ragten stattlich genug in die Lüfte.

Die Ruine war erreicht, aber sofort wurde Minnas Blick von derselben abgezogen durch die über alle Beschreibung großartige Rundsicht, die hier nach allen Seiten sich öffnete. An den schroffen, mit üppigstem Laubwerk bewachsenen Abhängen glitt ihr Auge von Absaz zu Absaz hinab bis zu dem goldgrünen Meer der Rhein=

ebene, das nach Norden wie nach Süden sich ins unendliche verlor; nur gerade vor ihr, gegen Westen bot in weiter Ferne die duftige Zackenlinie der Vogesen einen Ruhepunkt, aber auch sie verlor sich nach beiden Seiten in grenzenlose Weiten. Aus der grünen schimmernden Ebene blinkte als ein silbernes Geschmeide der nahe Rheinstrom, grüßten aus Obstbaumwäldern heraus die freundlichen Städtchen und Dörfer, deren Thürme, von solch scheitelrechter Höhe gesehen, die Bäume und Gebüsche kaum zu überragen schienen. An den Gehängen hinab zwischen schattig dichten Gehegen badete in der Sonnengluth das lichte Grün und heitre Bunt der Weinberge; fernes Jauchzen tönte herauf, und hier und da blizte ein Pulverwölkchen auf, dem erst nach geraumer Zeit ein leiser dumpfer Knall folgte. Ueber die heimlich verborgene Mündung des Lahrer Thales hinweg glitt der Blick zur nächsten Bergeszinne, und wieder über ein Thal, und sofort der ganzen Flucht der Berge entlang, bis fernhin, wo der Kaiserstuhl, — dies seltsame vulkanische Inselgebirg, das mit seinen kühnen Zacken aus der Mitte der Ebene, Freiburg gegenüber, emporsteigt, — hinter den schwarzen Waldmassen der Kenzinger Berge blass und duftig hervortrat. Und nun führte Alfons seine Minna einige Schritte seitwärts auf den Südrand der Ruine; da ragten im Osten die Berge des Freiamts; da thürmte sich die Bergeswilde des Schwarzwalds empor, ein Rücken über dem andern; eine mächtige graue Masse stieg der obere Schwarzwald, der Stock des Belgen und Blauen, in die schimmernde Luft. Minnas Blicke folgten dem Zug des Gebirges jezt nordwärts; sie sah, wie Kette um Kette gegen den Rhein hin abfällt, wie dann im Nordosten die Massen des Kniebis wieder mächtiger

ragen, wie auch dorthin Kette hinter Kette sich thürmt; und zuletzt ruhte drunten auf der Ebene von Zell ihr Auge aus, und die Mündung des Kinzigthales leitete ihren Blick wieder in die Rheinebene zurück.

„Sieh, Minna!“ sagte Alfons, indem er auf den Belgen und Blauen deutete, „von jenen Bergen aus sieht man die Alpen.“ In dem Augenblick hörte er die nahenden Tritte des Vaillard'schen Ehepaares, und eilte ihnen entgegen. Als er zurückkam, war Minna verschwunden. Hinter einem Gebüsch hörte er ein Geräusch, wie ein leises Schluchzen. Er eilte dorthin; zwischen dem Gemäuer des Burghofs lag Minna auf die Kniee gesunken in krampfhaftem Weinen.

„Um Gottes willen, was ist dir?“ — „Nichts, nichts“, sagte sie, „laß mich hier ruhig — geh zu den Andern — es ist nichts — die Aussicht hat mich überwältigt.“

Die Aussicht hatte sie überwältigt; aber nicht die Pracht der Aussicht war es; sondern durch die Worte: „von jenen Bergen aus sieht man die Alpen“ war die Erinnerung an den Nachmittag auf dem Haideberg gewaltsam in ihr wachgerufen worden; die fränkische Heimat lag im Geiste vor ihr, und wie sie nun nach allen Seiten hin bis in die weitesten Fernen die fremden Lande um sich — und durch endlose Bergketten sich von der Heimath getrennt sah, da überkam sie ein Sturm des Heimwehs, der ihr ganzes Inneres durchschütterte. Sie kam sich so entsezlich verlassen vor, so weit, so schrecklich weit von den Ihrigen getrennt. Sie dachte an Bruder Eduard, wie er dort umhersprang und Steine suchte; sie dachte an die freundliche Tante; sie dachte auch an ihren Vater. O daß sie ihren Vater nur einen

Augenblick hätte sehen können! — Statt dessen hörte sie die dicke Französin parliren; wie verlassen war sie! wie arm! Sie hatte ihren Alfons, und fühlte sich troz einzelner Mishelligkeiten und Verstimmungen glücklich an seiner Seite; aber glücklich als eine Fremde in fremdem Land. Keine Freundin! Kein Umgang! Einsam! Einsam!

Sie trocknete mit Mühe ihre Thränen, und kehrte zu den Gefährten zurück, welche durch Alfons schon von dem angreifenden Eindruck der Aussicht auf ihre Nerven unterrichtet waren. Bei dem neuen Anblick der Gegend wäre sie beinahe in neue Thränen ausgebrochen; gewaltsam wandte sie ihren Blick von der Aussicht hinweg nach der düstern Burgruine. Alfons bemerkte es, und mahnte zur Rückkehr, da es schon auf drei Uhr gehe und der Heimweg weit sei. Sie stiegen den Pfad nach dem einsamen Wirthshaus hinab, und Frau Vaillard erzählte Minna zu deren Troste von allen möglichen nervenschwachen Damen, die sie in Paris habe kennen lernen, und bestand darauf, daß Frau v. Montclair in dem Wirthshause sich mit einem Glase Wein stärken müsse. Auch Alfons fand dies rathsam. So trat denn die Gesellschaft in die Wirthsstube.

Ein langer Tisch saß voll fröhlicher Schwarzwälder Bauernbursche, welche auf der Heimfahrt vom Biberacher Markte begriffen waren; derbe prächtige Gestalten mit offnen ehrlichen Gesichtern. Sie tranken einander zu, und sangen lustige Lieder. Die Gesellschaft nahm an einem kleineren Tische Plaz; der Wirth, ein junger muntrer Mann, brachte eine Flasche eignen Gewächses, welches Alle ganz vortrefflich fanden. Er sezte sich zutraulich neben Alfons, und sagte: „Die Frau Liebste

trägt auch noch nicht lang das Häubchen; das merk' ich wohl. Da sind wir Collegen; ich habe auch erst vor drei Wochen Hochzeit gehabt." Alfons lachte, und verlangte, daß die Frau Collegin sich auch produciren solle, damit man sehe, ob sie ebenso hübsch sei, wie seine Frau Liebste. „Mir gefällt sie einmal", sagte der Wirth, „und Ihnen braucht sie nicht zu gefallen." Alle lachten, außer Frau Baillard. Während diese sich von ihrem Gatten erklären ließ, um was es sich handle, sagte Minna: „Aber mir darf sie gefallen; ich bin unparteiisch. Also holen Sie sie nur immer herbei!" Aber die Frau Collegin war so eben durch ein Fuhrwerk in Anspruch genommen, welches vor dem Hause hielt, und auch der Wirth eilte nun hinaus. Nach wenigen Augenblicken trat ein drittes junges Ehepaar in die Stube, ein junger Mann von noblem Aeußeren mit einem netten muntern Frauchen. Es war kein Platz mehr übrig, als an dem kleineren Tisch, wo unsre Gesellschaft saß. Man rückte zusammen, die neuen Ankömmlinge setzten sich unter Entschuldigungen; es entspann sich ein Gespräch über gleichgültige Gegenstände, über das schöne Wetter, über die Weinlese, über die Volkstrachten der Gegend, und dabei ergab sich, daß das neuangekommene Paar ebenfalls fremd in der Gegend war. Der Herr mit seinem blassen schmalen Gesicht und seinen bedeutenden, etwas scharf geschnittenen Zügen machte sehr gescheite, sein Frauchen sehr muntere und witzige Bemerkungen; Minna fühlte sich erheitert und von der netten Fremden in hohem Grade angezogen. Das Gespräch kam in lebhaften Fluß. Wiederum mahnte Alfons zum Aufbruch, da der Weg ins Schappachthal weit sei, und der Mond schon um zehn Uhr untergehe. „Sie reisen ins Schappachthal?"

rief der Fremde. „Wir sind dort zu Hause", sagte Alfons. „Dann sind wir Reisegefährten", fuhr jener fort, „denn auch unser Ziel ist das Schappachthal." „Und vielleicht werden wir gar Nachbarn", sezte sein Frauchen hinzu. „Gedenken Sie sich in dem Thale anzusideln?" fragte Minna. „Mein Mann", versezte die Fremde, „hat ein Gut, eine Stunde unterhalb Schappach gekauft, und wir sind im Begriffe, dasselbe zu beziehen." „Ei da werden wir ja die allernächsten Nachbarn!" riefen Alfons und Minna in Einem Odem.

In ihrem Innern jubelnd ging Minna an der Seite der jungen muntern Frau den Berg nach Biberach hinunter. Frau v. Ried war eine geborene Freiburgerin, ihr Mann war aus der Gegend von Mannheim gebürtig; das väterliche Anwesen hatte sein Bruder übernommen und ihm eine Summe herausgezahlt, für welche er jenes Gut bei Schappach gekauft hatte, das er mit seiner eben heimgeführten Gattin zu beziehen im Begriffe war.

In Biberach wurde in aller Eile noch Kaffe getrunken; dann verabschiedeten sich Vaillard's, und nun rollten zwei leichte Fuhrwerke, jedes ein lustiges Ehepaar tragend, das Kinzigthal hinauf. „Ich bin überglücklich, Alfons!" sagte Minna, und schmiegte sich an ihren Mann. „Und was macht dich so glücklich?" fragte er. „Daß ich dich habe, und daß ich eine Freundin habe", sagte sie offen, und sah ihm ehrlich ins Auge. „Ja, ich will dirs gestehen, ein Gefühl der Einsamkeit war es, das mich dort oben so plözlich überkam und mir Thränen erpresste." „Ich begreife das ganz gut, liebe Minna", sagte Alfons, „und freue mich für dich und mich von ganzem Herzen des angenehmen Umgangs mit einer gebildeten Familie, der sich uns hier aufthut."

Das Abendroth vergoldete die Berge bei Hausach. In der Schlucht war es dunkle Nacht, aber über Wolfach goß die Mondsichel ihr silbernes ruhiges Licht, und begleitete die beiden Paare, bis sie, unweit des Hammerwerks, sich trennten. Herr v. Ried bog auf eine Seitenstraße; Alfons und Minna riefen den neuen Freunden noch herzliche gute Nacht zu, and erreichten gegen zehn Uhr glücklich und fröhlich ihre trauliche Wohnung.

Dreizehntes Kapitel.

Die philosophische Taufe.

Wer will was Lebendigs erkennen und beschreiben,
Sucht erst den Geist herauszutreiben.
Mephistopheles in Göthe's Faust.

Zwischen den beiden Familien entspann sich in der That ein lebhafter, für beide gleich angenehmer Umgang. Doppelt angenehm in den kurzen Tagen und langen Abenden des Winters, auf welche Minna sich wahrhaft gefürchtet hatte. Jezt trug der leichte Schlitten wenigstens zweimal in der Woche die eine Familie zu der andern, um erst spät am Abend beim Schein des Mondes oder beim Glizern der Sterne den kurzen Weg wieder heimwärts zu eilen. Namentlich fühlten sich die Frauen von einander angezogen. Sie ergänzten sich ihrem innersten Wesen nach so völlig, daß bald das innigste Freundschaftsband ihre Herzen umschloß. Hermine v. Ried mit ihrem stillen sanften nachgibigen Gemüth, ihrer allezeit heitern Laune und ihrem muntern wizigen Wesen glich einem ruhigen See, dessen Oberfläche in leichtgekräuselten Wellen spielt; Minna mit ihrem leidenschaftlichen Gemüth, ihrem festen, entschlossenen Willen, ihrem zwischen Fröhlichkeit und Schmerz hin und hergeschaukelten Empfindungsleben war dem Gießbach vergleichbar, der durch Felsen hindurch sich seinen Weg bahnt,

bald klar und hell über glatte Kiesel dahinzieht, bald in Cascaden schäumt, und so dem stillen See zueilt, in welchem er seine Ruhe zu finden hofft. Nicht in gleichem Grade fühlten die beiden Männer sich zu einander hingezogen; sie waren im Grund ihres Wesens zu verschieden, als daß eine eigentliche warme Freundschaft sich zwischen ihnen hätte entwickeln können; zwar im Lebensalter war der Unterschied nicht groß; Herr v. Ried war kaum vier Jahre älter, als Alfons; aber Alfons war offen, voll poetischen Sinnes, ein Jüngling noch als Mann; Herr v. Ried hatte etwas abgeschlossenes; er war durchaus Verstandesmensch, kühl und zurückhaltend, und machte, da er über alle Fragen des Lebens und der Wissenschaft sich seine fertigen Ansichten gebildet hatte, im Gegensaze zu dem stets lernbegierigen Alfons den Eindruck des Altklugen. So kam es, daß beide Persönlichkeiten sich nicht gerade gegenseitig entzückten; selten sprachen sie einander, ohne daß es zu einem Disput gekommen wäre; aber ohne es zu wollen, wurden sie eben dadurch einander unentbehrlich; es entwickelte sich zwischen ihnen ein reger geistiger Verkehr; Montclair ließ es keine Ruhe, bis er mit Ried sich auseinandergesezt hatte; war er heute als Besiegter vom Plaze gewichen, so suchte er morgen neue Beweisgründe zusammen, um gegen die Bollwerke des seiner selbst so gewissen Mannes abermals Sturm zu laufen; und dieser, so fertig und abgeschlossen er erschien, und so wenig er es Wort haben wollte, überwunden worden zu sein, mußte sich doch gestehen, daß er in gar manchen Fällen durch das reiche concrete Wissen Montclairs zu bedeutenden Modificationen seiner bisherigen Ansichten bewogen worden sei. So ward auch ihm der Verkehr mit jenem unver-

merkt zu einem Bedürfnis. Eine eigentliche Verständigung ward freilich selten erzielt; denn während Ried ganz und gar Philosoph war, der in seinem Denken von allgemeinen und abstracten Prinzipien ausging, so war Alfons dagegen der entschiedenste Empiriker; die concrete Welt der Erscheinungen, die Erfahrung, das Wahrnehmbare, Gegebene war der Grund, auf welchen er sein Denken, seine Schlüsse baute.

„Darin kann ich Ihnen nie und nimmermehr beistimmen", sagte Montclair eines Tages zu Ried, der ihn besucht hatte, und in seinem Zimmer mit ihm auf und abging, während die beiden Frauen drüben im Wohnzimmer saßen und mit Aufertigung der niedlichsten Kinderhäubchen beschäftigt waren, — „darin kann ich Ihnen nie und nimmermehr beistimmen", sagte er; „die Thatsachen sprechen zu entschieden dagegen." — „Was Thatsachen!" versezte jener; „wo wären denn überhaupt solche Thatsachen zu finden, welche uns über die Entstehung der einzelnen Naturreiche Aufschluß zu geben vermöchten? Wir sehen nur die jezt lebenden Pflanzen und Thiere vor uns. Wie diese verschiedenen Geschlechter und Arten sich nach und nach entwickelt haben, davon sagt uns der Augenschein nichts; nur unsre Vernunft kann uns darüber Licht geben. Sie lehrt uns, daß sich das Vollkommnere aus dem Unvollkommneren entwickelt; es kann nicht anders sein; überall in der Natur ist ein unaufhörlicher Fortschritt zum Vollkommneren. So müssen wir denn annehmen, daß aus einem einfachen Urkeim sich eine Pflanzenfaser entwickelt habe, — wir sehen es ja noch vor Augen, wie aus einem unorganischen faulenden Stoffe sich solche Fasern — die des sogenannten Schimmels — entwickeln."

„Hoho!“ unterbrach ihn Alfons. Aber ohne sich stören zu lassen, fuhr jener fort: „Die Schimmelfaser entwickelte sich zur Flechte, zum Moose, das Moos zum Kräutchen, das Kräutchen zum Kraut, das Kraut zum Strauch, der Strauch zum Baum. Eine andre Faser ward zum Polypen; der Polyp, indem er sich von seiner Stelle löste und frei zu schwimmen begann, zum Muschelthier, das Muschelthier, indem es aufs Festland kroch, zur Schnecke, diese, indem sie ihre Schale abwarf, zur nackten Schnecke, zum Wurm, der Wurm zur Schlange; ihr wuchsen Füße, so ward sie zur Eidechse; das Muschelthier, das in der See blieb und dort sich seiner Hülle entkleidete, wurde zum Fisch; wie dem Fisch die Flossen wuchsen, so dem Landthier die Flügel und die zum Schuz vor Kälte nöthige Federbekleidung. Schließlich entwickelte sich das Säugethier.“

„Aus dem Vogel oder aus der Eidechse?“ warf Alfons ein.

„Aus beiden“, sagte Ried. „Es gibt Schlangen, welche Eier legen, und vollkommnere, welche lebendige Junge zur Welt bringen. So gibt es eierlegende Fische und daneben die vollkommneren Wallfische, welche lebendige Junge zur Welt bringen. Warum soll bei den Landthieren nicht eine gleiche Vervollkommnung möglich gewesen sein? — So also hat sich das Säugethier stufenweise heraufentwickelt bis zum Affen, und aus der vollkommensten Affen-Art hat sich zulezt im Lauf der Jahrtausende der Mensch — natürlich der Mensch in seinem primitivsten rohen Zustande — entwickelt.“

„Aber sagen Sie mir“, wendete Alfons ein, „haben Sie denn je gesehen, daß eine Schlange sich zur Eidechse entwickelt hätte?“

„Was wollen Sie mit dieser Frage?"

„Wenn das Gesez steter Vervollkommnung wirklich das Grundgesez der Natur wäre, so müßte es doch auch heute noch sich wirksam zeigen, so müßten wir heute noch sehen, wie Muschelthiere zu Fischen, Eidechsen zu Schlangen werden. Davon sehen wir aber nichts. Sie müßten also annehmen, daß einst in alten Zeiten ein solches Gesez bestanden habe, jezt aber nicht mehr bestehe."

„Ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß diese Vervollkommnung überaus langsam vor sich geht, so daß wir dieselbe nicht mit Augen wahrnehmen können."

„Damit lasse ich mich nicht abspeisen", sagte Alfons lächelnd. „So wie eine Curve auch in dem kleinsten Element, das wir aus ihr herausnehmen, sich als Curve erweist, und ihr Differential zu erkennen gibt, so müßte von jenem Streben nach Vervollkommnung sich auch in einer kleinen Zeitlinie irgend ein Minimum zeigen. Es gibt Insekten und Maden, deren Lebensdauer nur einige Stunden oder Tage beträgt; Tausende und Zehntausende von Generationen einer solchen Thierspecies gehen an den Augen Eines Menschen vorüber; aber die zehntausendste erweist sich auch unter dem schärfsten Mikroskop nicht vollkommener, als die erste. Von den Säugethieren haben wir Jahrhunderte alte Beschreibungen; sie treffen mit dem, was uns vor Augen liegt, genau zusammen."

„Ich habe Ihnen schon vorhin", sagte Ried, „die Bildung des Schimmels als Beweis vorgeführt, wie Unorganisches sich zum Organischen vervollkommnet. Ich kann mich auch auf die Pilze berufen. Werfen Sie eine faule Kartoffel oder sonst einen faulenden Stoff hin, und lassen Sie ihn ein paar Tage liegen, so verwandelt er sich in die schönsten Pilze."

„Da hat Sie der Schein gewaltig getäuscht", sagte Alfons, und konnte ein Lachen nicht unterdrücken. „Daß eine Menge Arten von Pilzen sich in faulen Koth verwandeln, ist richtig; niemals aber verwandelt sich ein faulender Stoff in Pilze. Ich habe die Kryptogamenkunde, obgleich sie nicht zu meinem Fach und Beruf gehört, doch aus Liebhaberei sorgfältig studirt, und kann Ihnen sagen, daß jeder Pilz, auch der kleinste Schimmelpilz, aus mikroskopisch kleinen Samenkügelchen — wir nennen sie Sporen — entsteht, die vom leichtesten Luftzug umhergetragen werden, wo sie einen geeigneten Boden finden, keimen und ein Fasergewebe bilden, woraus dann der Pilz erwächst. Jede Art behält ihre Bestimmtheit, behält ihre besondern Merkmale, so gut wie bei den vollkommneren Pflanzen. Noch nie hat man erlebt, daß ein Schimmelpilz sich zu einem Fliegenschwamm oder Champignon, ein Bovist zu einer Trüffel vervollkommnet oder auch nur einen Ansaz zu einer solchen Vervollkommnung gemacht hätte."

„Sie führen mich da auf ein Gebiet, wo ich Ihnen nicht folgen kann", sagte Herr v. Ried verstimmt. „Aber ich will Ihnen, weil Sie denn doch mit Ihren Thatsachen die denkende Vernunft meistern wollen, andre Thatsachen vorlegen. Sie werden mir zugeben, daß die Thiere es in der Art haben, kranke schwache Exemplare selbst auszurotten; sie werden mir zugeben, daß kräftige Pflanzen dem Sturm der Elemente eher widerstehen, als schwächliche. Dadurch hat die Natur selber dafür gesorgt, daß das Unvollkommnere ausgerottet wird, und das Vollkommnere fortlebt. Und so muß eine, wenn auch langsame, doch stetige Vervollkommnung aller Naturreiche herbeigeführt werden."

„Nur keine Verwandlung eines Rebhuhns in einen Hasen!“ rief Alfons. „Die möchte schwerlich erfolgen, wenn auch alle kranken und schwachen Rebhühner zu Grunde gingen! Uebrigens kann ich nicht finden, daß alles Schwächliche und Unvollkommene in der Natur von selbst zu Grunde ginge. Es gibt verkrüppelte Bäume genug neben unverkrüppelten; kranke Thiere werden von ihren Angehörigen zuweilen getödtet; aber sind denn kranke *Individuen* und unvollkommene oder niedrigere *Arten* einerlei? Was die Arten betrifft, so sehen wir weit öfter, daß edle Arten verwildern, als daß unedle ohne menschliche Pflege sich vervollkommnen. Und auch die höchste Vervollkommnung, die der Mensch durch Pflege und Züchtung herbeizuführen vermag, geht innerhalb der feststehenden Artunterschiede vor sich. Den Gärtner möchte ich sehen, der auf dem Wege der bloßen vervollkommnenden Pflege, ohne Propfen und Oculiren, also ohne ein bereits vorhandenes Edelreis, einen Rosenstock zum Kirschbaum veredelte! — Und ferner: wenn jenes Gesez der Vervollkommnung in der Natur wirklich vorhanden ist, warum hat es dann nur theilweise, warum nicht überall gewirkt?“

„Wer sagt, daß es nur theilweise gewirkt hat?“

„Sie selbst, mein Bester. Denn Sie werden doch nicht leugnen wollen, daß eine Anzahl Polypen, Muschelthiere, Würmer, Spinnen, Flöhe, Wanzen und andres höchst unvollkommenes Ungeziefer heute noch vorhanden, also unvervollkommnet geblieben ist. Es hätte sich also nur ein Theil der unvollkommnen Wesen in vollkommnere verwandelt.“

„Mag sein. Aber bei den andern hat doch jenes Gesez gewirkt.“

„So behaupten Sie. Aber zum Beweis haben Sie nichts als wiederum die Behauptung, daß jenes Gesez vernünftig sei. Ich aber halte Ihnen die Thatsache entgegen, daß jenes Gesez erstlich jezt nirgends mehr wirkt, und zweitens auch vor Alters nur theilweise gewirkt haben könnte. Dies Gesez kann also nicht von der Vernunft gefordert und a priori nothwendig sein; sonst müßte es überall und immer Geltung haben."

„Mit euch Empirikern ist bös streiten", sagte Herr v. Ried.

„Ich habe Ihre Beweise widerlegt", fuhr Alfons fort, „damit ist aber erst die Hälfte gethan; ich habe auch positive Beweise für das Gegentheil dessen, was Sie behaupten. Sie haben gefragt, wo die Thatsachen zu finden seien, welche über die Geschichte der Entstehung der Naturreiche, ihrer Gattungen und Arten, Aufschluß geben. Diese Dokumente liegen archivalisch verwahrt in den Schichten der Gebirge, in denjenigen Formationen nämlich, von welchen mit Sicherheit behauptet werden kann, daß sie durch Niederschlag aus dem Wasser, nicht durch feurige Schmelzung, entstanden sind."

„Und wie will man das mit Sicherheit behaupten?" warf Herr v. Ried ein.

„Eben weil in ihnen sich organische Ueberreste versteinert erhalten haben, was bei einem vulkanisch glühenden Gestein nicht möglich gewesen wäre. Mein Lehrer Werner in Freiberg ist sogar der Ansicht, daß auch die krystallinischen Gesteine, wie Granit, Syenit, Gneiß, Glimmerschiefer, auf nassem Wege entstanden seien; doch darüber ist noch Streit unter den Gelehrten und ich für meinen Theil kann ihm in diesem Punkte nicht beistimmen. Daß aber solche Formationen, in welchen sich

Bäume, Schilf, Moos, Schnecken, Fische und andre Thiere versteinert finden, nur durch Niederschlag aus dem Wasser — gleichsam als Schlammschichten, die später erharteten — entstanden sein können, das ist unbestreitbar."

„Was Sie für versteinerte Pflanzen und Thiere halten, das können auch bloße Naturspiele sein", wendete Ried trocken ein.

„Urtheilen Sie selbst", sagte Alfons, und öffnete ein Schubfach seiner geognostisch-paläontologischen Sammlung. Da waren die prächtigsten Abdrücke von Farrenkräutern, da waren Gerippe von Fischen, an denen jede Gräte deutlich erhalten war, Muscheln aller Art, Backen- und Augenzähne von Höhlenbären, bituminöses Holz, an welchem die Jahrringe sich aufs deutlichste unterscheiden ließen, und andres mehr. Jeder Zweifel mußte verstummen.

„Aber", wendete Herr v. Ried weiter ein, „wie wollen Sie aus diesen zerstreuten Resten untergegangener Pflanzen und Thiere das Alter der einzelnen Gattungen bestimmen. Das wäre nur dann möglich, wenn bestimmte Arten von Gestein überall auf Erden in ganz bestimmter Reihenfolge von oben nach unten sich gelagert fänden, wo man dann sagen könnte, die und die Gesteinsart, die überall zu unterst liege, sei zuerst niedergeschlagen, sei also die älteste; und wenn dann ferner in jeder solchen Formation ganz bestimmte Gattungen und Arten von Pflanzen und Thieren auftreten würden."

„Und genau das ist wirklich der Fall", rief Alfons lebhaft. „Zu unterst, d. h. zunächst über dem Granit liegt überall die Grauwackenformation; diese muß größtentheils von Meer bedeckt gewesen sein; denn fast allent-

halben ist sie von der Kohlenformation überlagert, die über ihr sich durch Niederschlag bildete; über der Kohlenformation lagert der Kupferschiefer und Zechstein, auf diesen folgt die Triasformation, auf sie die Juraformation; zu oberst liegt die Kreide. Und nun hat jede dieser Formationen ihre bestimmte Pflanzen- und Thierwelt. Ein Fortschreiten von den niederen zu höheren Stufen zeigt sich dabei allerdings; in der Kohlenformation tritt massenhaft die Pflanzenwelt auf und zwar in ihren unentwickelteren Formen; im Muschelkalk der Triasformation und im Jurakalk folgt eine massenhafte Entwicklung der Schalthiere, der eidechsenartigen oder krokodilartigen Thiere und der Fische, nebst höheren Formen der Pflanzenwelt; in der Kreide gesellen sich dazu die Vögel; erst in den Anschwemmungen, welche durch jüngere gewaltsame Ueberfluthungen aus den Trümmern jener Gesteine als Conglomerate sich bildeten, den sogenannten tertiären Formationen oder Molassen, findet sich das Säugethier vollkommner entwickelt, findet sich eine Pflanzen- und Thierwelt, welche der jezigen bereits ganz ähnlich ist."

„Also doch ein Fortschritt vom Unvollkommnen zum Vollkommnen", sagte Herr v. Ried.

„Aber in ganz andrer Weise", erwiderte Alfons, „als Sie sich denselben denken. Der Fortschritt fand nicht allmählich, sondern ruckweise statt; es ging nicht die niedere Gattung durch stetige Vervollkommnung in die höhere über, sondern eine ganze Welt voll abgegrenzter, feststehender Thier- und Pflanzen-Arten wurde durch eine Katastrophe unter's Meer versenkt und begraben; todtes Gestein lagerte sich darüber; dann erst trat eine neue Welt mit neuen, anderen, wiederum bestimmt gegen

einander abgegrenzten, aber vollkommneren Pflanzen- und Thier-Arten auf. Jede solche „Welt", um mich so auszudrücken, hatte eine längere Periode ihres Bestehens, und während dieser Periode fand kein allmählicher Uebergang aus einer Species in die andre, keine Verwandlung eines Wurms in eine Schlange, eines Muschelthiers in einen Fisch u. dgl. statt; sondern für jede Periode stand der Unterschied der Arten und Gattungen ebenso fest, wie er gegenwärtig fest steht. In der Kohlenformation finden wir neben den zur Baumhöhe entwickelten Farrenkräutern und Schachtelhalmen bereits Strahlthiere, Mollusken und mehrere bestimmte Arten von Fischen; in der Triasformation neue Fischspecies und schon sehr entwickelte Salamander- und Saurier-Arten, daneben Nadelhölzer und palmenartige Gewächse; in der Juraformation ist das Reich der Reptilien zu einem Grade der Vollkommenheit entwickelt, von welchem es seither tief herabgesunken ist; daneben finden sich Krebse und andre Insekten, wie Käfer, Bienen, Schmetterlinge; die Farrenkräuter und Schachtelhalme sind von ihrer Baumhöhe zu Kräutern herabgesunken, dafür treten ganz neue Baum-Arten, wie die Thuya und die Auraucarien-artigen Nadelhölzer auf; in der Kreide begegnen uns plözlich Nußbäume, Ahorn, Linden, nebst mehreren Arten von Vögeln, und es überwiegen überhaupt die Landthiere vor den Seethieren, da ja mit jeder folgenden Formation die Grenzen des Meeres sich verengerten; in der Molasse endlich begegnet uns, wie schon gesagt, eine der jezigen schon ganz ähnliche Thier- und Pflanzenwelt. In jeder dieser Perioden ist aber der Unterschied der Arten ein feststehender; nirgends zeigt sich ein allmählicher Uebergang aus der unvollkommneren Art in die vollkommnere;

plözlich und mit Einem Schlage steht eine neue Welt voll höherer Gestaltungen wie eine neue Schöpfung da."

„Wenn das richtig wäre", sagte Herr v. Ried, „so müßte man geradenweges einen über der Natur stehenden selbstbewußten Schöpfer annehmen, welcher die Natur nach einem vorgefaßten Plane ins Dasein gerufen habe. Dazu kann ich mich aber aus den gewichtigsten philosophischen Gründen nicht verstehen."

„Aber was für einen Werth", sagte Alfons, „soll eine Philosophie haben, die sich mit der Wirklichkeit in Widerspruch sezt?"

„Darüber ist zwischen uns beiden eine Verständigung nie zu erzielen", sprach Ried; „Sie kleben an den Einzelnheiten, und ich lebe in den Ideen."

Alfons machte ein ärgerliches Gesicht, und das Gespräch schien eine unangenehme Wendung nehmen zu wollen, als glücklicherweise Dorothee eintrat und einen Herrn anmeldete, der so eben angefahren sei und Herrn v. Montclair zu sprechen wünsche.

„Führ' ihn ins Wohnzimmer", sagte Alfons. „Das hab' ich gethan", sagte die Magd. Alfons eilte hinüber; ein junger französischer Offizier stand vor ihm, und mit dem freudigen Ausruf: „Junot! liebster bester Junot!" fiel Alfons ihm um den Hals.

Es war sein bester Jugendfreund. Auf der Schule zu X., wo er sich nach seines Vaters Tode zum Studium vorbereitete, hatte er ihn kennen lernen, und innige Freundschaft mit ihm geschlossen. „Als Soldaten finde ich dich wieder", rief er erstaunt. „Ja, mein Alfons", antwortete Junot. „Die Carriere des Ruhms habe ich betreten; den Musen habe ich Valet gesagt; der Kriegslorbeer soll meine Schläfe zieren. Das hättest du dir

freilich nicht träumen lassen, als wir so eifrig Xenophons Anabasis mit einander lasen; und doch war es gerade diese Anabasis, dieser wundervolle kühnbesonnene Zug durch ein theils wüstes, theils von Feinden besetztes Land, der zuerst den Funken in meine Seele warf; Xenophon ließ mir keine Ruhe; die Feldherrngröße stand vor mir. Zu einem Feldherrn werde ich es nun zwar schwerlich bringen, aber auch unter einem tüchtigen Feldherrn zu dienen, ist etwas erhebendes; ein Rad zu sein in der großen Maschine, ein Glied an dem großen Organismus, den Ein Wille, Ein gewaltiger Geist lenkt — o das muß entzückend sein! Hoffentlich wird der langweilige Friede bald ein Ende haben; der alte Friz rüstet, um den Herzog von Zweibrücken gegen den Kaiser von Oesterreich zu schüzen, der in Baiern eingerückt ist, und dem der schwache Churfürst Carl Theodor schon zwei Drittheile seines Landes abgetreten hat. Der Kaiser hat nun, wie ich eben heute vernommen, ein Heer in Böhmen aufgestellt, und wenn die beiden Potentaten sich tüchtig bei den Haaren kriegen, so wird unser König gewiß nicht unthätig bleiben, sondern die Gelegenheit ergreifen, um die Scharte des siebenjährigen Krieges auszuwezen. Und in dieser Hoffnung, daß es bald losgehe, habe ich mir schnell auf ein paar Tage Urlaub geben lassen, um zuvor meinem Alfons noch einen Besuch zu machen."

Alfons Auge hing mit Entzücken an dem geliebten Freunde. Sie hatten sich so viel zu fragen, zu erzählen. Herr v. Ried fühlte, daß seine Gegenwart hier nur belästigend wirken könne, und verabschiedete sich mit seiner Frau, unter dem Vorwand, noch eine Spazierfahrt machen zu wollen. Die beiden Freunde konnten sich nun ganz

ungestört genießen. Alfons zeigte dem Lieutenant sein Hüttenwerk. „Schade, daß es kein Eisenhammer ist“, rief der kriegerische Junot; „doch du kannst uns Blei liefern.“ „Auch Kupfer und Zinn zu Kanonen“, sagte Alfons. Sie fuhren am folgenden Tag an den Burgbach spazieren; Minna war diesmal entzückt von dem wildschönen Thale, das ihr an dem regnerischen Tag ihrer Ankunft einen so niederschlagenden Eindruck gemacht hatte; sie war sehr heiter, und neckte den Offizier, der von nichts als dem bevorstehenden Kriege sprach. Alfons mochte diese Neckereien nicht leiden, und ließ Minna seine Misbilligung merken; Junot ließ sie sich dagegen mit großer Artigkeit gefallen; Minna in ihrem Uebermuthe verstieg sich bis zu muthwilliger Spötterei, welche Junot als Liebenswürdigkeit aufnahm. Alfons schwieg nun ganz, und zog ein Gesicht. Da fielen die beiden über ihn her, und neckten ihn mit dem Vorwurf, daß er eifersüchtig sei. Am Ende überwand ihre gute Laune seine schlechte, und er lachte mit.

Noch ein paar fröhliche Tage verlebte Junot unter Montclairs Dach; auch bei Rieds wurde ein Besuch abgestattet, bei welchem aber die Herren nicht über ein kaltes Alltagsgespräch hinauskamen; denn Herr v. Ried war aus philosophischen Gründen und ökonomischen Interessen ein Feind alles Kriegführens, und die Soldaten galten ihm im Frieden für unnüze Tagdiebe und im Krieg für schädliche Ungeheuer. Unglücklicherweise stach Minna wieder der Haber, daß sie abermals über Junot's Kriegslust zu wizeln begann. Damit gab sie aber Herrn v. Ried Anlaß, seine Ansichten über die Verwerflichkeit des Krieges mit gewohnter Selbstgewißheit zu entwickeln und mit Starrheit zu vertheidigen.

Junot war aber kein so sanfter Gegner, wie Alfons es zu sein pflegte; Ried's Aeußerungen griffen ihm ans Herz; er hielt zwar an sich, konnte jedoch die Erregtheit seines Innern nicht verbergen. Der Disput ward immer heftiger; vergeblich suchte Alfons zu vermitteln, zu beschwichtigen. Wer weiß, wohin der Streit noch geführt hätte, wenn nicht Frau v. Ried in ihrer muntern Weise aber mit decidirtem Ton ihrem Manne zugerufen hätte: „Aber Arthur, wenn du so ein Gegner des Krieges bist, so bitte ich dich, in meinem Zimmer keine Karthaunen aufzufahren.“ Der galante Junot brach augenblicklich ab. Auch Ried mußte nun schweigen. Junot entschuldigte sich bei der Hausfrau auf die artigste Weise, und diese sagte: „Ich würde es einem Offizier übel nehmen, wenn er sein Glacis nicht gegen die Approchen des Feindes vertheidigte. Mein Mann war der angreifende Theil. Aber verlassen Sie sich darauf, seine Gardinenpredigt soll ihm werden.“ Ried lachte, denn jeder Scherz seines Frauchens entzückte ihn. Alfons aber trat mit strengem Blick zu Minna, und flüsterte ihr ins Ohr: „Dein unbezähmbarer Uebermuth hat diese leidige Scene herbeigeführt. Aber du willst nie hören, und wirst nie klüger werden.“ Minna war beleidigt, und sah finster schweigend vor sich hin. Frau v. Ried flüsterte ihr ins Ohr: „Was der Herr Gemahl sagt, das läßt eine brave Frau zum einen Ohr herein und zum andern wieder hinausgehen.“ Sie wollte damit sagen, daß eine brave Frau ein tadelndes Wort ihres Gatten, auch wenn es ihr zu hart scheine, ruhig hinnehmen müsse; aber Minna verstand ihre Aeußerung anders. Mit einer gewissen triumphirenden Gleichgültigkeit hob sie den gesenkten Kopf empor, als wollte sie sagen: „Mag der Mann

reden, was er will; ich rede und thue, was ich will." — Man verabschiedete sich, und fuhr heim. Junot suchte durch Gesprächigkeit die Wolken zu zerstreuen, welche auf beider Gatten Stirn lagerten, und diese nahmen sich zusammen.

Als sein Urlaub zu Ende war, reiste Junot wieder ab. Seine Hoffnung ging nicht in Erfüllung. Anstatt kriegerisch in den berühmten Kartoffelkrieg einzugreifen, half Frankreich den Frieden von Teschen vermitteln, welcher den 13. Mai 1779 abgeschlossen wurde.

Auch im Montclair'schen Hause trat wieder Friede ein, und die ehelichen Plänkeleien wurden seltener, je näher der Tag rückte, an welchem Minna's Mutterhoffnungen sich erfüllen sollten. In den ersten Tagen des Juli beglückte sie ihren Alfons mit einem gesunden Knaben.

In Folge dieses freudigen Ereignisses mußte an allerlei gedacht werden, woran man bis jezt nicht gedacht hatte. An die Tante Stiftsdame hatte Minna ein paarmal, an den Vater erst ein einziges Mal geschrieben, als sie ihm den richtigen Empfang der halbjährigen Zinsen von 40000 fl. — denn den Genuß der andern Hälfte ihres Vermögens hatte sie freiwillig dem Vater überlassen — zugleich mit ihrer glücklichen Ankunft gemeldet hatte. Jezt mußte an Beide geschrieben und die Geburt des kleinen Prinzen ihnen angezeigt werden. Aber auch an Pathen für das Kind mußte man denken. Der Großvater ließ sich nicht umgehen, so gespannt auch das Verhältnis mit ihm war und blieb. Außer ihm wählte Alfons seinen Freund Junot und seinen Vormund Vaillard zu Gevattern. Nach dem Taufnamen des lezteren sollte der Kleine Moriz gerufen werden.

Auch mit der Kirche und Geistlichkeit kam nun das Ehepaar in eine unvermeidliche Berührung. Bisher hatten sie beide keinen Gottesdienst besucht. Eine protestantische Kirche, welche Minna hätte besuchen können, war nicht in der Nähe, und der katholische Cultus in dem nahen Dorfe war nach Alfons Meinung „für die Bauern gut genug". Jezt aber mußte doch irgend ein Geistlicher die Taufe vollziehen. Ueber die religiöse Erziehung der Kinder war bei der Verheirathung nichts festgesezt worden; der protestantische Geistliche in Münchberg, welcher die Trauungsceremonie vollzogen, hatte selbst den Rath gegeben, sich durch solche Feststellungen nicht die Hände zu binden, sondern sich nach den Umständen und den Verhältnissen des künftigen Wohnortes zu richten, da ja überhaupt auf diese äußerlichen Religionsunterschiede nichts ankomme, und man, wenn man nur rechtschaffen lebe, in jeder Religion selig werden könne. Nun erschien es dem Elternpaar am natürlichsten, daß der Knabe der Religion seines Vaters, welche ja auch die Landesreligion des Fürstenthums war, folge. Und so wurde also der Pfarrer von Schappach benachrichtigt und eingeladen, die Taufe zu vollziehen. Die Hauptvorbereitungen waren natürlich in Küche und Keller vorzunehmen. Als Gäste wurden — Junot konnte nicht kommen — Baillard's und Ried's geladen.

Am Morgen des Tauftages kam der Verwalter Beilmann herauf, und bat um Erlaubnis, den Kleinen sehen zu dürfen. Man konnte ihm dieselbe nicht verweigern. Er legte, zu Minna's lebhaftem Misvergnügen, seine Hand dem Kinde auf das Köpfchen, und sagte: „Der Herr segne dich, du liebes Kind, und lasse dich sein Schäflein werden!" Dann hob er die Decke zu

Füßen des Kindes auf, und legte einen kleinen Gegenstand hinein. „Ein Andenken an deinen Tauftag“, sagte er, und ging.

Minna nahm mit einer gewissen Hast den Gegenstand, als ob ihr Kind dadurch behext werden könne, wieder heraus. Es war eine kleine Kapsel von Saffian; darin lag eine Schaumünze, Jesum darstellend, wie er die Kindlein zu sich kommen läßt. Den Revers bildete der Spruch: „Lasset die Kindlein zu mir kommen, und wehret ihnen nicht!“ — „Unausstehlicher Schwärmer!“ brummte Minna, und verschloß das Etui in ihren Pult.

Eine Stunde darauf kam der Pfarrer mit seinem Chorknaben, ein ältlicher ernster Mann mit grauem Haar und einem etwas bleichen, wohlwollenden Gesicht. Er war ein geborener Elsässer, und in seiner Jugend in Frankreich Geistlicher gewesen, aber als Jansenist von dort vertrieben worden. In Wahrheit war er nicht sowohl ein Anhänger des Jansenismus, als ein Anhänger und Verehrer des edlen Fenelon, dessen Schriften seine geistige Nahrung bildeten. Von seiner Gemeinde wurde er wie ein Vater verehrt, und stand allenthalben in dem Rufe eines tadellosen, ehrwürdigen Mannes.

Die Bergknappen, die heute einen freien Tag hatten, auch die protestantischen unter ihnen, entblößten ehrerbietig das Haupt, als der Pfarrer im Hofe erschien. Alfons sah erwartend zum Fenster herab, und wunderte sich, zu sehen, daß der katholische Priester dem Verwalter im Vorbeigehen freundlich die Hand schüttelte. „Minna“, rief Alfons in die Stube hinein, „da haben wir sechs Flaschen Wein zu viel aufgestellt. Dieser Herr sieht mir nicht darnach aus, als ob er zu den Zechgenies gehörte.

Er gleicht eher einem jener Asceten, die von Heuschrecken und wildem Honig leben.“ — „Nun, da kann ihm Dorothee ein paar Heuschrecken fangen“, sagte Minna lachend, „es hüpfen deren genug draußen auf der Wiese herum.“ Sie trat mit ihrem Manne in das Besuchzimmer, wo bereits Herr und Frau Vaillard nebst ihrer Tochter Emilie, sowie Frau v. Ried, versammelt waren. Herr v. Ried, der, wie er sagte, kein Freund von Ceremonien war, hatte sich entschuldigen lassen; er werde erst später nachkommen.

Der Pfarrer mit dem Chorknaben trat ein; er neigte zur Begrüßung der Anwesenden sein Haupt in einer Weise, welche Ehrfurcht gebot; an die Eltern richtete er einen einfachen Segenswunsch. Der Täufling wurde im höchsten Staate hereingebracht; der Pfarrer besprengte den Tisch, auf welchem ein von Beilmann entlehntes Crucifix stand, mit Weihwasser, und vollzog alsdann die heilige Handlung nach dem Ritus seiner Kirche mit ernster Würde. Frau Vaillard nebst ihrer Tochter sowie auch Frau v. Ried gaben als fromme Katholikinnen die aufrichtigste Andacht zu erkennen; Herr Vaillard, obgleich von den Ideen der Aufklärung durchdrungen, zeigte doch gewohnheitsmäßig in seinem Benehmen und seinen Geberden den Grad von Devotion, welchen er der Kirche einmal schuldig zu sein glaubte; die Protestantin Minna verfolgte die ihr neuen und fremden Ceremonien mit kritischen Blicken, und bemühte sich nur um ihres Mannes willen, ein verächtliches Lächeln zu unterdrücken; dieser aber sah mit finstrem Ernste der heiligen Handlung zu; er konnte gewisse Eindrücke, die ihm von seiner Knabenzeit her geblieben waren, nicht ganz zurückdrängen; es hatte eine Zeit gegeben, wo er

mit kindlichem Glauben an den Heiligthümern der Kirche emporblickte; diesen Glauben hatte er längst von sich geworfen; er sah in aller Religion nur den Zucker, womit dem ungebildeten Volke die herbe Pille der Moral schmackhaft gemacht werde, und nun — trat diese Religion mit einer gewissen, Ehrfurcht heischenden Macht in den Kreis seines Lebens herein; jene Eindrücke der Kindheit wollten wieder aufwachen; als das Haupt seines Kindes im Namen des dreieinigen Gottes mit dem geweihten Wasser besprengt wurde, fühlte er eine tiefe Rührung, und konnte und mochte in diesem Augenblicke nicht denken, daß dies nur Comödie sei. Wahrlich, dieser alte Pfarrer mit seinem heiligen Ernst sah nicht aus wie ein Comödiant! So fühlte sich Alfons von einem tiefen Zwiespalt in seinem Innersten zerrissen; das machte ihn unmuthig und finster.

Indeß die Handlung ging vorüber; herzliche und heitre Glückwünsche folgten, und Alfons lud mit ungeschminkter Freundlichkeit den ehrwürdigen Herrn ein, am Mittagsmahle Theil zu nehmen. Der Pfarrer nahm die Einladung an. Man sezte sich zu Tische, und es entspann sich zunächst eine Unterhaltung, welche flüchtig diesen und jenen gleichgültigen Gegenstand berührte und rasch wieder verließ, weil durch das Auftragen und Herumbieten der Speisen und durch das Essen selbst die begonnenen Gespräche immer wieder unterbrochen wurden. Nur der Pfarrer sagte kein einziges Wort, das unbedeutend gewesen wäre; er verschmähte es, zu plaudern; er sprach. Im Genuß der Speise war er äußerst mäßig, und an dem Weinglase nippte er kaum. Alfons redete ihm zu, und bat ihn scherzend, seine strengen ascetischen Grundsäze heute einmal ausnahmsweise zu vergessen.

„Mein Gesundheitszustand erlaubt mir nicht, Wein zu trinken", sagte der Pfarrer, „und der Arzt hat mir ihn streng verboten. Wäre dies nicht der Fall, so kenne ich kein Gesez der Ascese, das mir einen mäßigen und anständigen Genuß dieser edlen Gottesgabe untersagen würde."

Man war noch mitten im Essen, als der Wagen des Herrn v. Ried vorfuhr, und er selber eintrat. Alles sprang von den Sizen; Minna wollte für ihn neu auftragen lassen; er gab es nicht zu; er versicherte, daß er sein Mittagsmahl zu Hause gehalten habe; am Nachtisch Theil zu nehmen und ein Gläschen Rheinwein zu trinken, sei er gern bereit. So nahm er denn Plaz, als eben die süße Speise aufgetragen wurde; er ließ sich einen Teller davon und nachher auch noch ein halbes Rebhuhn aufnöthigen, rühmte mit Kennermiene die Vortrefflichkeit der Küche Minna's, erwies sich nicht minder als feinen Weinschmecker, und führte bald das laute Wort. Der Pfarrer dagegen wurde immer schweigsamer, und saß zulezt nur noch als stiller und wie es schien theilnahmloser Hörer da. Alfons erwartete jeden Augenblick, er werde aufbrechen; allein der geistliche Herr blieb sizen.

„Sie trinken ja gar nicht", rief Ried, der alle „Pfaffen" haßte, und jezt vollends von dem rasch und reichlich genossenen Wein erhizt war, dem Pfarrer zu. „Ein junges Füllen in die Schwemme zu reiten, ist doch eine Arbeit, auf die man Durst bekommen sollte!"

„Ich war nicht darauf gefaßt, ein Ross in Ihrer Gesellschaft zu finden, Herr v. Montclair", sagte der Pfarrer mit ruhigem Ernst, „ich würde sonst einen Stall-

jungen mitgebracht haben, da ich selbst nur mit Menschen umzugehen pflege."

Alfons war in peinlicher Verlegenheit; Baillard warf Herrn v. Ried einen unwilligen Blick zu; Frau v. Ried aber rief, all ihre gewöhnliche Munterkeit und Laune vergessend: „Mann! bist du betrunken?" und Frau Baillard fragte Emilien: „Mais mon Dieu! qu' est ce que c' est que ça? Lui a-t-il donc dit une bétise?" Auch Minna brummte ärgerlich vor sich hin: „Mein Kind wie ein Thier zu behandeln! Welche Keckheit!"

So von allen Seiten mit Worten und Blicken sich angegriffen sehend, dachte Herr v. Ried auf den Rückzug, und sagte: „Nun, nehmen Sie mir einen arglosen Scherz nicht übel! Werden doch im Evangelium selber die Menschen mit Schafen und Böcken verglichen; warum soll man sie nicht auch einmal mit Pferden vergleichen dürfen? Die Taufe ist ein Bad der Reinigung, und die Schwemme ist auch eine Reinigung."

„Dann rathe ich Ihnen", sagte der Priester, „Ihre Lippen abzuschwemmen, denn sie sind ungewaschen." Ried wollte auffahren. „Himmlisches mit Irdischem zu vergleichen", fuhr der Geistliche fort, „ist erlaubt; aber Heiliges mit Gemeinem vermischen, ist frivol."

„Und wenn ich nun aber wirklich der Ansicht bin", versezte der durch diese Zurechtweisung aufs äußerste gereizte Ried, „daß ein Pferd nicht gemeiner ist, als ein Mensch? und daß Ihr Taufwasser keinen andern Schmuz hinwegzunehmen vermag, als das Flußwasser, in das wir die Pferde reiten?"

„Mann," du redest wirklich im Rausch", rief seine

Gattin entsezt. „Hat das Pferd eine unsterbliche Seele, wie der Mensch sie hat?"

„Beweise mir erst, daß der Mensch eine unsterbliche Seele hat!" versezte er.

„Nun, das habe ich Gott Lob als Kind schon gelernt", sagte seine Frau. „Du bist ein Philosoph, und magst einer sein, aber mich sollst du mit deiner Philosophie unbehelligt lassen!"

„Aber sollten wir Frauen von Philosophie gar nichts verstehen?" wendete Minna ein. „Meine Tante rühmte immer, daß sie alles philosophisch betrachte."

„Mag sie das", sagte Frau v. Ried, „ich will bei meinem Glauben bleiben."

„Und ich meine, Sie haben Recht, gnädige Frau", sagte Alfons. „Der Denker, der Gelehrte mag die Geseze der Moral in ihrer Reinheit erkennen; der schlichte Laie wird immer der Hülle einer Religion bedürfen, in welcher jene Geseze ihm gleichsam verkörpert entgegentreten."

„Auch Sie halten die Religion für eine bloße Hülle?" fragte der Geistliche. „Ist sie nicht vielmehr Offenbarung, das ist Enthüllung der ewigen Geheimnisse, in welche unsre blöde, durch die Sünde getrübte Vernunft ohne diese göttliche Gnadenthat nie würde einzubringen vermögen?"

„Können Sie mir beweisen, daß sie das ist?" fragte Alfons freundlich.

„O so ein geistlicher Herr beweist Ihnen alles, was Sie nur haben wollen", rief Ried.

„Ich muß Sie bitten, den würdigen Mann, der als Priester in meinem Hause fungirt hat und mein Gast ist, nicht zu insultiren", sagte Alfons.

Die Damen hatten sich inzwischen entfernt.

„Mit Ihnen rede ich, Herr v. Montclair“, sagte der Geistliche. Herr v. Ried stellte sich seitwärts, mit verschränkten Armen, und hielt seinen stechenden Blick auf den Pfarrer geheftet. Dieser ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern sprach zu Alfons: „Würden Sie mir wohl glauben, wenn ich Ihnen sagte, daß die Pflanze nichts andres sei, als der vollkommen entwickelte Stein?“

„O nicht doch“, sprach Alfons, „das würde ich nimmermehr glauben! Der vollkommen entwickelte Stein ist der Krystall, der starre leblose Krystall. Die Pflanze ist ein Organismus, sie lebt; die Chemie lehrt uns, daß die Elementarstoffe in der Pflanze ganz andre Verbindungen eingehen, als im unorganischen Leben. Kein Chemiker vermag es, diese Verbindungen künstlich hervorzubringen, etwa ein keimfähiges Samenkorn unter seiner Retorte zu erzeugen. Nur das in der Pflanze vorhandene Leben hat die Kraft, die assimilirten Elementarstoffe zu solchen neuen, höheren Verbindungen zu nöthigen. Und sowie das Leben der Pflanze dahin ist, zerfallen jene Verbindungen wieder, und das Gesez der unorganischen Chemie tritt wieder in sein Recht ein. Der todte Organismus verwest.“

„So finden Sie also“, fuhr der Geistliche fort, „in der Pflanze eine neue Kraft, die Potenz des Lebens. Aber auch im thierischen Organismus finden Sie diese Potenz des Lebens. Wenn Sie mir also auch nicht zugeben wollen, daß die Pflanze der vollkommen entwickelte Stein sei, so werden Sie mir doch vielleicht eher zugeben, daß das Thier die vollkommen entwickelte Pflanze ist?“

„Bester Herr Pfarrer, das gebe ich Ihnen nun gerade gar nicht zu. Das Leben der Pflanze ist ganz

und gar abhängig von Bedingungen, die der Pflanze von außen her gegeben sind, von Boden, Luft, Wasser, Licht und Wärme. Das Thier kann sich die Bedingungen seines animalischen Lebens selbst beschaffen; das Thier bewegt sich frei, sucht sich sein Futter, baut sich sein Nest. Das Thier hat Spontaneität."

„Das wäre eine zweite, abermals höhere Potenz", sagte der Pfarrer, „die Kraft und Möglichkeit, in dem allgemeinen Causalnexus der Dinge Reihen von Ursachen und Wirkungen neu zu beginnen, Reihen, deren erste begründende Ursachen nicht außer dem Thier, sondern in ihm liegen. Und dabei verfolgt das Thier bestimmte Zwecke, und zwar die der Ernährung und der Fortpflanzung."

„Aber ist es sich dieser Zwecke bewußt?" fragte Herr Vaillard.

„Vielleicht, bis auf einen gewissen Grad", erwiderte der Pfarrer. „Die Möglichkeit, die jenen Zwecken entsprechenden Mittel zu wählen, kann man dem Thiere nicht völlig absprechen, und das sezt ein gewisses Bewußtsein voraus. Die Schwalbe, wenn sie, um ihr Nest zu bauen, durch eine enge Rize fliegt; dreht den langen Halm, den sie im Schnabel hält, so, daß er mit seiner Spize in die Rize eingeht, weil sie es einsieht oder merkt, daß er, seiner Länge nach genommen, sich gegen die Seitenwände der Rize stemmen würde. Ist doch auch das Gedächtnis den Thieren nicht abzusprechen; wie wollte man sie sonst zu verschiedenen Künsten abrichten?"

„Damit geben Sie aber selbst zu", sagte Herr v. Ried, „daß zwischen dem Menschen und dem Thier ein Unterschied nur dem Grade, nicht dem Wesen nach besteht."

„Ich spreche mit Herrn v. Montclair", versezte der Priester ruhig, und blieb gegen diesen gewendet, indem er fortfuhr: „Man hat oft im Bewußtsein den Vorzug des Menschen vor dem Thiere zu finden geglaubt; ich halte dies für unrichtig, wenigstens für ungenau. Zwecke sezt sich auch das Thier, und ergreift, ja wählt die Mittel zu deren Erreichung; folglich hat es Bewußtsein. Aber welcher Art sind seine Zwecke? Gehen sie jemals über die Ernährung und die geschlechtliche Fortpflanzung hinaus?"

„Und gehen sie je beim Menschen darüber hinaus?" warf Herr v. Ried ein.

„Ich weiß nicht", sagte der Priester, „ob unser jeziges Gespräch zur Ernährung des Leibes oder ob es zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes dient. Herr v. Ried wird das vielleicht wissen. Meiner Ansicht nach dient es zu keinem von beiden. Das Thun des Menschen scheint also doch wohl über jene beiden Zwecke hinauszugehen. Viele, ja unzählige Kunstfertigkeiten dienen den irdischen Bedürfnissen, welche, so complicirt sie erscheinen mögen, sich doch zulezt auf jene beiden animalischen Grundbedürfnisse reduciren lassen; der Mensch kann aber noch mehr, als: Häuser und Fabriken, Schiffe und Straßen anlegen; er kann über dasjenige hinausgehen, was ihm Bedürfnis ist; er kann künstlerisch schaffen, und das unterscheidet ihn vom Thiere."

„Aber machen nicht auch die Singvögel Musik, und ist Musik nicht eine Kunst?" wendete Alfons ein.

„Die Nachtigall singt, sie singt schön, aber sie musicirt nicht. Der erwachende Begattungstrieb erregt die Singvögel, ihre Stimmen ertönen zu lassen, aber ein jeder singt in der Weise seiner Species; kein Vogel hat

eine neue Weise erfunden; kein Vogel — auch die thüringischen Finken nicht ausgenommen, von denen der eine seinen scharfen Weingesang schöner, heller, deutlicher singt, als der andre — kein Vogel ist Componist, schaffender Künstler. Der Gesang des Vogels ist schön in dem Sinne, wie der Hain schön ist, in welchem er nistet; nicht er selbst, sondern ein höherer Künstler ist es, der diese Schönheit hervorgerufen hat."

„Die Künstlerin Natur", sagte Alfons.

„Meinethalben nennen Sie es so", versezte der Pfarrer. „Der Mensch kann nun aber über das, was die Natur in ihm wirkt, hinausgehen. Er schafft ein Kunstwerk, eine Bildsäule, ein Gemälde, ein Tonwerk, ein Gedicht; warum thut er es? Der echte Künstler thut es wahrlich nicht um des Geldes, nicht einmal um des Ruhmes willen (obwohl der Ruhm schon etwas geistiges ist), sondern um der Kunst selbst willen. Der zu schaffende Gegenstand, oder genauer die Idee, die darin zur Ausgestaltung kommen soll, hat ihn entzündet; es ist die Freude des Schaffens selbst, die ihn zum Schaffen treibt; es ist eine geistige Vaterfreude und Mutterlust. Das Kunstwerk dient keinem fremden Zweck; es ist seiner selbst Zweck. Künstlerisch schön ist, was seinen Zweck in sich trägt; künstlerisch schön ist die schöpferische Ausgestaltung einer Idee in die ihr wesentliche Form. Der Mensch hat Ideen und darum Schöpferkraft, und das unterscheidet ihn vom Thier."

„Aber wir wollten ja von der Religion reden", bemerkte Alfons.

„Und eben dahin zielt auch wirklich unser ganzes Gespräch", erwiderte der Pfarrer. „Sind wir doch bereits von dem Begriff der Spontaneität, welche auch

dem Thiere zukommt, zu dem der schöpferischen Production aufgestiegen, die dem Menschen eignet. Aber auch der Mensch, auch der Künstler ist in seinem Schaffen nicht unabhängig. Die Ideen sind nicht Produkte menschlicher Willkür; was menschliche Willkür producirt, ist bloße Frazze, „ein Menschenhaupt mit Pferdehals, Vogelleib und Fischschwanz", wie Horaz schreibt. Die Ideen der Dinge sind von einem höheren Wesen producirt, und die wesentliche Form ihrer Verkörperung desgleichen. Der Künstler hat an dem großen Kunstwerk, das ihn umgibt und dessen kleiner Theil er ist, zu lernen, zu studiren. Ein freies Schaffen nannten wir die Kunst; sie ist es, im Gegensaz zu jenem bloß zweckmäßigen Produciren, welches lediglich dem animalischen Bedürfnis dient; sie ist aber kein freies Schaffen im Sinn eines willkürlichen Producirens, sondern ein Nachschaffen des von jenem höheren Künstler geschaffenen. Dieses Künstlers Ideen zu ahnen, zu erfassen, nachzubilden, das heißt künstlerisch schaffen. Und so hat uns unsre Betrachtung zu der Erkenntnis jenes Künstlers geführt, dessen Kunstwerk die Welt ist, zur Erkenntnis des Schöpfers also, welcher die Ideen der Dinge producirt und das Gesez ihrer Ausgestaltung gegeben hat. Ein geistiges Wesen gleich dem Menschen muß dieser Schöpfer sein, weil er gleich dem Menschen nicht bloß überhaupt bewußte Zwecke zu sezen vermag, sondern das producirt, was seinen Zweck in sich selbst trägt, das Schöne, welches in seinem tiefsten Wesen erfaßt zugleich auch das Gute — das der Idee entsprechende — ist. Aber dies Schöne und Gute ist ihm kein fremdes, das er erst zu finden und zu lernen hätte, wie wir; es quillt aus ihm selbst, aus seinem Wesen; es i st sein eignes Wesen."

Herr v. Rieb war stillschweigend zur Thür hinausgegangen.

„Eine solche Religion lasse ich mir gefallen", sprach Alfons. „Die Welt als Entfaltung des unendlichen Seienden, — die Entfaltung des Ewigen einerseits in der Idee, dem Denken, andrerseits in der Form, dem Raume — das ist, wenn ich recht sehe, die nämliche Religion, welche ich in den Schriften des großen Spinoza gefunden."

„Da sehen Sie doch schwerlich recht", sagte der Priester lächelnd. „Sie reduciren mir auf einmal meinen bewußt schaffenden, schöpferisch wollenden ewigen Künstler zu einem bloßen unendlich Seienden, das sich einerseits im Denken, andrerseits in der Raumausdehnung entfalte. Unser Gespräch hatte uns aber keineswegs auf eine abstracte Substanz, sondern auf einen persönlichen Gott geführt. Dieser mein Gott ist himmelweit unterschieden von Spinozas „Substanz". Er ist ein freischöpferischer, ein Gott, zu dem man beten kann."

„Beten kann man am Ende zu jeder Gottheit", sagte Alfons. „Der Indianer betet zu seinem Fetisch; die Frage ist nur, ob die Gottheit auch die Gebete zu erhören vermag. Und sehen Sie, ehrwürdiger Herr, das ists nun, was mir bei allen Religionen immer als der Hokuspokus erscheint: dies Vorgeben, als ob Gott die Bitten, die wir armselige Erdenwürmer in unsrer Blindheit an ihn richten, hörte und erfüllte. Jenes erhabene Wesen hätte viel zu thun, wenn es unsre Gebete erhören wollte. Mein Nachbar Bauersmann betet um Regen für seine Saat, mein Nachbar Tuchmacher um Sonnenschein für seine Bleiche; wen von beiden soll nun Gott erhören?"

„Und mein Nachbar Zechbruder", sagte der Pfarrer, „betet um Glück beim Kartenspiel, und mein Nachbar Bandit darum, daß er seinen Raubzug unentdeckt ausführen möge. Aber wer hat denn davon gesprochen, daß alle, auch die dummsten, abergläubigsten und schlechtesten Gebete Erhörung finden? Was wir im Namen und Geiste seines Sohnes bitten, das hat Gott zu erhören verheißen."

„Und wenn nun", sagte Alfons, „ein schweres Gewitter hereinzieht, und ich um Bewahrung der Meinigen und meines Hauses vor dem Blizstrahl bitte, meinen Sie denn, daß ein solches Gebet erhört wird? Oder ein Gebet um Genesung eines Kranken? Die Blize haben ihren Weg, der ihnen mit Naturnothwendigkeit vorgezeichnet ist, und der Krankheitsproceß hat ebenfalls seinen natürlichen Verlauf. Der Blizableiter des Amerikaners Franklin, das ist das rechte Gebet bei einem Gewitter, und eine Arznei das rechte Gebet bei einer Krankheit. In die Naturgeseze, die Gott gegeben, kann er selber nicht eingreifen; weise hat er sie geordnet; jeder Eingriff in dieselben wäre Willkür und Thorheit."

Der Pfarrer aber erwiderte: „Sie stellen hier einen Gegensaz zwischen Gott und den Naturgesezen auf, der so nicht haltbar ist. Im menschlichen Körper finden die Circulation des Blutes, die Processe des Athmens, der Verdauung, der Ernährung der Muskeln, des Blutes, der Nerven und der Knochen nach ganz bestimmten Naturgesezen statt, und wenn Sie einen Arm rühren oder ein Bein bewegen oder das Auge öffnen und schließen, so wirkt dabei jeder Muskel nach dem ihm vorgeschriebenen Gesez. Und gleichwohl ist es nicht der Muskel, der thätig ist, sondern Ihr Wille, der den Muskel in

Thätigkeit sezt. Und er, innerhalb und unbeschadet seines durch ein Naturgesez geregelten Wirkens, gehorcht Ihrem Willen. Sollte denn nun nicht im großen Weltganzen der Wille des Schöpfers mindestens ebenso regierend über dem Naturgesez stehen, wie in Ihrem kleinen Menschenleibe Ihr Wille über dem Naturgesez steht?"

„Geistreich!" sagte Alfons. „Aber selbst wenn ich dies zugeben wollte, daß innerhalb der Naturgeseze und durch sie ein höherer Wille seinen bewußten Rath hinausführe, so kann ich doch nicht zugeben, daß diese höhere Macht wider die Naturgeseze wirke. Das Wunder kann ich nicht zugeben, und zwar die Menschwerdung Christi ebenso wenig, als all den Aberglauben, welchen die Kirche mit ihrer Messe, ihren Sacramenten und all ihrem Mirakelspuck darum und daran gehängt hat."

Der Pfarrer war im Begriff zu antworten, da kam Minna herein, und sagte: „Wollen uns denn die Herren mit ihrem Disputiren den ganzen Tag verderben? Der Kaffe ist aufgetragen, kommen Sie!"

„Wir sprechen darüber ein andermal weiter", sagte der Pfarrer zu Alfons, während er, der Einladung folgend, in das andre Zimmer ging. Aber kaum hatte er die Tasse an den Mund gesezt, als ein Bote kam, ihn zu einem Bauern abzurufen, der am Typhus krank und in den lezten Zügen lag. Der Pfarrer griff augenblicklich nach Hut und Stock.

„Wie?" rief Minna, „Sie, die Sie für Ihre Gesundheit so besorgt sind, daß Sie nicht einmal ein Glas Wein anrühren, wagen sich zu einem ansteckenden Kranken?"

„Wein zu trinken", erwiderte er freundlich, „liegt außer meiner Berufspflicht; aber die Sterbenden zu

trösten und auf die große lezte Reise vorzubereiten, das ist meine Berufspflicht.“ Und damit empfahl er sich, und ging.

Frau v. Ried und Minna erklärten rund und bestimmt, daß heute nicht mehr philosophirt und disputirt werden dürfe, und so verging der Rest des Nachmittags friedlich.

Vierzehntes Kapitel.

Todesfälle und Reisen.

Ach die Gattin ists, die theure —
Schiller.

In dem Forsthause am Fuße des Waldsteins stand im Frühling doch eine Wiege.

Es war in den ersten Tagen des Februar, da kam Paul tiefbewegt nach Hause. „Welchen Auftritt des Jammers habe ich mit angesehen!" sprach er, und erzählte seiner Anna folgendes Erlebnis.

„Ich nahm meinen Weg an dem Hause des alten Kesselflickers vorbei, welcher nebst dem fremden Herrn mir damals das Leben gerettet hat. Ich wollte ihn wieder einmal besuchen, und sehen, ob sich denn in seine von lauter Aberglauben erfüllte Seele gar kein Schimmer göttlichen Lichtes bringen lasse. Er ist schon ein paarmal bitterböse geworden, wenn ich ihm das Auge zu öffnen versuchte; er berief sich darauf, daß ja auch jener fremde Herr — er nennt ihn immer nur den Herrn Alfons — an alle diese Geister- und Spuckgeschichten glaube. Allein das darf mich nicht abhalten, meine Pflicht zu thun. Nur die Sonne des Glaubens vermag es, die Nebel des Aberglaubens zu zerstreuen. Ich ging also heute wieder hin. Als ich mich dem Hause näherte,

hörte ich ein Geräusch verworrener Stimmen, die vom Jammerruf des alten Mannes übertönt wurden. Um es kurz zu sagen: seine Tochter, die halbverrückte Kartenschlägerin, war niedergekommen und an der Geburt gestorben. Ein lebendes Kind, ein Knabe, war da, und nun entstand die Frage: wer soll das arme unglückliche Wesen aufziehen? Bei dem Alten mischte sich mit dem wilden Jammer um den Tod seiner Tochter die verzweiflungsvolle Sorge um das Enkelchen. Er war hülfeschreiend ins Dorf gelaufen; niemand wollte ihn hören; nur die Furcht vor seiner Zauberei bewog am Ende ein paar arme Tagelöhnersweiber, ihm in seine Hütte zu folgen. Dort fand ich sie, beschäftigt, das arme kleine Wesen in ein paar Lumpen zu wickeln, und ihm einen Thee, den sie angebrüht hatten, einzugeben. Wer das Kind weiter pflegen und nähren solle, darüber wußte niemand Rath. Der Alte stand da mit stieren Augen, und raufte sich die Haare. Als er mich eintreten sah, fuhr er ganz wild auf mich zu, und rief: „Die Flinte hinaus! Mit der Flinte fort!" — „Die Flinte ist weder geladen noch gespannt", sagte ich; er aber schrie nun ganz wüthend: „Gerade deswegen! Hinaus die Flinte!" Ich that ihm seinen Willen, und lehnte die Büchse außen vor die Thür; dann ließ ich mir erzählen, und beruhigte den Alten, indem ich ihm das Versprechen gab, daß ich nicht nachlassen wolle, bis ich eine ordentliche Bauernfrau gefunden hätte, die das Kind ins Haus nähme. Und darin mußt du mir nun behülflich sein, liebe Anna."

„Muß es gerade eine Bauernfrau sein?" fragte Anna.

„Was für andre Frauen gibt es denn noch, die in Betracht kommen könnten?" meinte Paul.

„Thäte es nicht auch eine Förstersfrau?“ sagte Anna, und schaute ihren Paul an mit einem Auge, in welchem aus Thränen ein Lichtmeer himmlischer Liebe leuchtete.

„Anna! Du —? Du selbst? Du wolltest — —?“

„Was ihr gethan habt einem dieser geringsten unter meinen Brüdern, das habt ihr mir gethan. Ihm, der die Herrlichkeit, die er beim Vater hatte, dahingegeben hat und als ein armes Kindlein auf Erden gekommen ist, ihm, der uns so lieb gehabt hat, wollen wir dadurch danken, daß wir ihm auch etwas zu Liebe thun. — Paul, hast du etwas einzuwenden?“

„Nichts von meiner Seite, liebe Anna. Aber bedenke du doch wohl, was du über dich nimmst. Ich rede nicht von der äußerlichen Mühe und Plage; aber es ist eine sehr — eine ganz verkommene, versunkene Sippschaft, der dies Kind entsprossen ist; ein verlorenes Geschlecht!“

„Und um so dringender thut es Noth, daß man es aus dieser verlorenen Umgebung rette. Unser Herr ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist. Er hat auch dies über alle Maßen unglückliche Kind mit seinem Blute erkauft. Laß uns sorgen, daß ihm sein erkauftes Eigenthum nicht verloren gehe.“

„Du hast Recht, meine Anna. Du wirst mich nicht misverstehen, wenn ich dich gleichwohl noch auf eines aufmerksam mache.“

„Und das wäre?“

„Wer die Mutter des Kindes war, das weißt du. Der Vater soll — doch nicht „soll“, denn die Sache ist sicher — der Vater ist jener Assessor gewesen, der sich selbst entleibt hat, ein durchaus bösartiger, verworfener Mensch.“

„Der Sohn soll nicht tragen die Missethat des Vaters, sagt die heilige Schrift.“

„Ganz Recht, liebe Anna. Aber der Sohn erbt zuweilen den bösen Hang der Eltern. In den Kindern verworfener Personen regt sich die Erbsünde nicht selten mit besonderer Gewalt; schlimme Triebe liegen ihnen gleichsam im Blut. Daß solche unglückliche Wesen um so mehr der rettenden Liebe bedürfen, ist richtig; nur darauf wollte ich von vornherein deinen Blick lenken, daß du möglicherweise für die Barmherzigkeit, die du an dem Kinde thun willst, wenig Freude ernten könntest.“

„Wir wollen es ja nicht um Lohnes willen thun, sondern um Jesu Christi willen, der Geduld hat mit unsern Sünden, und niemanden dem Verderben hingibt, bevor er erst alle Wege zu seiner Rettung versucht hat.“ —

Am andern Morgen ging Paul zum Feilenhauer, und kündigte ihm an, was er mit Anna beschlossen hatte. Zu seiner höchsten Ueberraschung gerieth der Alte über diese Botschaft nicht nur nicht in Freude, sondern wehrte sich auf die seltsamste Weise, auf den Vorschlag einzugehen. Er werde mit dem Kinde schon selber fertig werden, er werde schon noch eine Taglöhnersfrau finden. Und wie Paul mit Vorstellungen in ihn drang, stemmte er sich mit einer gewissen Aengstlichkeit dagegen. Paul merkte, daß der Alte einen ganz besonderen Grund haben müsse, warum er gerade ihm das Kind nicht anvertrauen wolle, und in der That brachte er mit vieler Mühe so viel heraus, daß die Mutter des Kindes wenige Tage vor ihrer Niederkunft über dessen Zukunft die Karten befragt und den Aufschluß erhalten habe: ihr Kind solle sich vor Gewehren hüten; eine Flinte ohne Pulver und Blei werde ihm den Tod bringen.

Paul versuchte vergeblich, ihn zu überzeugen, daß solche Kartenschlägerei blinder Aberglaube sei. Der Alte hatte zu viele Beispiele erlebt, daß Voraussagungen seiner Tochter eingetroffen waren.

Paul ließ indessen nicht nach. Er versprach, seine Büchsen stets im Gewehrschrank verschlossen zu halten, und so gelang es ihm am Ende, den Feilenhauer zu überreden, daß er das Kind ihm überließ. Anna selbst holte es am Nachmittag in einem wohlverschlossenen Wagen ab; sie reinigte es, kleidete es sauber in die Jacken und Windeln, die sie für ihr eigenes Kind bestimmt hatte, nährte es mit Wasser und Milch, und hatte die innigste Freude, als der kleine Wenzel — so war er nach seines Großvaters Vornamen getauft worden — nach einigen Monaten zum ersten male ihr entgegenlächelte und die kleinen Aermchen ihr entgegenstreckte. —

Wenige Wochen, nachdem in Montclair's Hause der kleine Moriz getauft worden, stürzte Alfons bleich und zitternd in Minna's Zimmer, und rief: „Welche Nachricht! Deine Freundin, Frau v. Ried, schwebt in äußerster Gefahr. Das Kind ist nach schweren Stunden todt zur Welt gekommen, und ihr eignes Leben hängt an einem Haar.“

„Um Gotteswillen!“ rief Minna zitternd, und rang die Hände. „Und das kannst du mir so schonungslos, ohne alle Vorbereitung sagen? Bedenkst du nicht, daß der Schrecken mich selbst umbringen könnte? — Sogleich will ich hinfahren, will sie pflegen —.“

„Dazu bist du noch zu angegriffen“, wendete Alfons ein. „Die Aufregung würde dir schaden.“

„Bleibe ich hier, so regt mich die Sorge und Unruhe nur noch mehr auf. Laß mich hin —“

„Ich dulde es nicht“, sagte Alfons bestimmt. „Denke dir doch, wenn sie nun vor deinen Augen stürbe! Wo vermöchtest du das auszuhalten? einen solchen schrecklichen Anblick muß man vermeiden; er geht einem durchs ganze Leben nach.“

„Wenn ich diese Freundin verlieren sollte, das wäre verzweiflungsvoll. Gibt es denn noch einen gerechten Himmel? Womit habe ich einen solchen Schlag verdient? Kaum hatte ich mich gefreut, eine Freundin zu besizen, so wird sie mir wieder entrissen!“ Und damit brach sie in Thränen aus.

Am folgenden Tage schickte Montclair den Verwalter Beilmann zu Herrn v. Ried, um nach dem Befinden der Kranken sich zu erkundigen. Herr v. Ried kam ihm mit der Miene eines Verzweifelnden entgegengestürzt. „Das ist entsezlich!“ rief er, „sie glaubt mir nicht, daß ich wirklich nach dem Priester geschickt habe. Sie meint, ich wolle sie um die Sterbsacramente betrügen. Und da regt sie sich auf, sagt, wenn sie die lezte Wegzehrung nicht empfange, so sei sie ewig verdammt, und daran soll ich Schuld sein! Und der Arzt sagt, daß sie mit dieser Aufregung sich tödtet! O dieser verdammte Aberglaube! — Es ist mir lieb, daß Sie kommen, Herr Verwalter. Gehen Sie hinein zu der Kranken, und bezeugen Sie ihr, daß der Pfarrer wirklich selber krank liegt. Ihnen wird sie's vielleicht eher glauben, als mir.“

Beilmann ging, ohne daß Herr v. Ried ihm folgte, in das Zimmer der Kranken. Er fand sie in heftigem Fieber liegen. Er richtete von Minna die herzlichsten

Grüße aus, und fragte, wie es ihr gehe. „Jammervoll!“ seufzte sie; „ohne priesterlichen Trost muß ich dahin fahren ins ewige Verderben.“

„Es ist traurig“, sagte Beilmann, „daß der ehrwürdige Herr Pfarrer nicht mehr im Stande war, Sie zu besuchen.“

„Nicht mehr im Stande war?“ fragte sie. „Was ist denn mit ihm? Ist er denn wirklich krank?“

„Er war krank. Jetzt ist er gesund, ist in die ewigen Hütten des Friedens eingegangen, ein Opfer seiner Berufstreue. Bei dem Bauern, zu welchem er neulich abgerufen wurde, hat er sich selber den Typhus geholt. Der Bauer ist auf dem Wege der Besserung; der Herr Pfarrer aber ist heute Nacht gestorben. Aber ich will sorgen, daß der Herr Pfarrer von Seebach Sie besuche.“

„O, das erlebe ich nicht mehr. Ich habe keine Stunde mehr zu leben. Und so muß ich dahin ohne Trost, ohne Hoffnung!“

„Warum ohne Trost?“ sagte Beilmann. „Wissen Sie denn nicht, was Ihre eigne Kirche lehrt: daß nur die Verachtung der Sacramente, nicht deren unfreiwillige Entbehrung, die Seele ins Verderben stürzt. Einen Priester Ihnen in diesem Augenblick herbeizuschaffen, ist unmöglich; aber Sie kennen ja den Hohenpriester, der Ihnen jederzeit nahe ist. Sie glauben an Jesum Christum, den eingeborenen Sohn Gottes, der zur Erlösung der sündigen Welt Mensch geboren ist, und am Kreuz sein Blut vergossen hat zur Vergebung der Sünden. Glauben Sie das?“

„Ja.“

„Nun, so glauben Sie denn auch, daß er für Ihre

Sünden das ewig gültige Opfer gebracht hat. Auf ihn, welcher nicht will, daß jemand verloren werde, sezen Sie jezt ihr Vertrauen! Sie glauben ja doch nach der Lehre Ihrer Kirche, daß der Pabst der allgemeine Bischof auf Erden und alle Bischöffe und Priester nur seine Stellvertreter und Vikare sind. Der Pabst selbst nennt sich aber wieder nur den Vikar Christi. Wohlan denn, gnädige Frau, so ist also Christus der wahre allgemeine Bischof auf Erden, und alle Päbste, Bischöffe und Priester sind nur seine Vikare. Der Pabst kann in Ihrer Todesstunde nicht bei Ihnen sein, denn er ist nicht allgegenwärtig; aber der himmlische Hohepriester Christus kann und will bei Ihnen sein. Wenn Sie nun den Hohenpriester selber mit seiner ewigen Gnade bei sich haben, bedürfen Sie dann noch seiner Vikare? O schließen Sie ihn in Ihr Herz; umklammern Sie im Geiste seine Kniee, sezen Sie auf sein Opfer Ihr ganzes Vertrauen, lassen Sie nicht ab, bis Sie im Geiste das Wort aus seinem Munde vernommen haben: Dir sind deine Sünden vergeben! — Und wenn der Hohepriester selber Sie absolvirt hat, was fehlt Ihnen dann noch? Ist Christus für uns, wer will wider uns sein?"

Die Kranke hörte diese Worte mit gespannter Aufmerksamkeit an, und ward ruhiger. „So wäre für mich doch noch Rettung?" sagte sie. „Ja, es ist Rettung", sprach Beilmann. „Lassen Sie uns den Retter anrufen!" Und nun begann er ihr vorzubeten; ihre Seele ergoß sich, seinen Worten folgend, in kindlichem Glauben vor dem treuen Heilande; ihr Auge glänzte voll seliger Hoffnung; stiller Friede lag auf ihrem Antliz, So lag sie da, als der Verwalter Amen sagte; er blickte sie an; sie hatte zu athmen aufgehört. —

Er drückte ihr die Augen zu, trat dann hinaus, und theilte Herrn v. Ried die Trauernachricht mit. „Sie hat vollendet; selig und getrost, im Glauben und in der Gewißheit der Gnade Jesu Christi hat sie vollendet.“

„Unglücklicher!“ schrie Herr v. Ried außer sich. Er warf sich zur Erde, er raufte sein Haar, er geberdete sich wie ein Verzweifelnder. Die Diener nahmen sich seiner an, und suchten ihn zu beruhigen. Beilmann ging, und trat den Rückweg an. —

Montclair machte sich sogleich auf, Herrn v. Ried zu besuchen und durch Worte der Theilnahme ihn aufzurichten, während Minna in Thränen gebadet daheim saß. Ried starrte dumpf vor sich hin, als Montclair eintrat. „Armer, unglücklicher Freund!“ hub dieser an, „wie tief bedaure ich Sie! wie geht Ihr Unglück mir zu Herzen! Armer Freund, Ihr Paradies ist zerstört = =“

„Und müssen Sie mir das wiederholen?“ fuhr Ried auf. „Sie sind freilich ein Glückskind; Sie haben Weib und Kind; da läßt sichs vortrefflich den Tröster spielen!“

„Herr v. Ried, ich schreibe dieses Wort auf Rechnung Ihres Schmerzes“, sagte Alfons. „Könnte ich Sie trösten — wüßte ich ein Mittel — —“

„Und wenn Sie durch Aufopferung Ihres eignen Weibes und Kindes mir das meine wiedergeben könnten, würden Sie es doch nicht thun.“

Montclair schwieg betroffen.

„Sie wären auch ein Narr, wenn Sie es thäten“, fuhr Ried grimmig auf. „Jeder ist sich selbst der Nächste. Aber darum lassen Sie mich unbehelligt; lassen Sie mich allein.“

„In solchen Stunden ist aber doch der theilneh=

mende Zuspruch eines Freundes eine Wohlthat", sagte Alfons, und indem er einige Phrasen zusammenraffte, mit denen man in solchen Fällen Trauernde zu trösten pflegt, sezte er hinzu: „Die Zeit wird Ihren Schmerz lindern, sie ist der beste Arzt. Denken Sie daran, denken Sie an ein künftiges Wiedersehen –"

„Wiedersehen?!" rief Ried mit höhnischem Tone. „Wiedersehen? Zu solchen Pfaffenmährchen lassen Sie sich herunter! Nein, daran glauben Sie selbst nicht. — Die Zeit heilt den Schmerz; das ist wahr. Was in der Zeit einen Anfang genommen hat, muß in der Zeit ein Ende nehmen. Es hat eine Zeit gegeben, wo dies Rollen der Säfte in meinem Hirn, das man Seele nennt, noch nicht war, und es wird eine Zeit kommen, wo es nicht mehr sein wird. Dann, wenn ich nicht mehr bin, werde ich auch keinen Schmerz mehr empfinden. Ein herrlicher Trost! Was schadet's, daß für die dazwischenliegende Spanne, in der ich noch existire, mein Lebensglück mir zerstört ist? Das Ihrige besteht ja noch; so können Sie mir also Trost, Fassung, Ergebung und wie die Phrasen alle heißen, predigen. Nur mit dem Geschwäz vom Wiedersehen verschonen Sie mich gütigst. Ich bin nicht gewohnt, durch Anlehen beim Jenseits mich zu täuschen."

Montclair sah, daß hier nichts weiter zu machen war. Er verabschiedete sich, und fuhr heim. „Durch seine Verbissenheit", sagte er zu Minna, „macht Ried sein Unglück erst doppelt groß. Für einen Philosophen, wie er, würde sich Resignation in das Unvermeidliche besser schicken. Vergänglichkeit ist das Loos alles Irdischen, und der Tod ist Naturordnung. Das Einzelne muß vergehen, damit das große Ganze fortbestehe. Wen es nun trifft, der ist zu beklagen, aber von einem Manne

fordere ich Fassung und willige Unterwerfung unter die Weltordnung."

„Ein anderer Trost bleibt uns freilich nicht übrig", seufzte Minna.

Hatte denn aber Herr v. Ried Unrecht, wenn er dem glücklichen Gatten und Vater vorwarf, er habe bequem Ergebung ins Unvermeidliche zu predigen? Alfons hatte die Probe seiner Theorie noch nicht bestanden. Seine Minna und sein Moriz lebten an seiner Seite. Wenn diese beiden theuersten Wesen ihm plözlich von der Seite genommen würden — wie würde ihm dann zu Muthe sein? —

Sie wurden ihm nicht von der Seite genommen. Der Kleine gedieh zusehends; Minna aber folgte den Ermahnungen ihres Gatten, dem Schmerze nicht allzu sehr nachzuhängen. Auch Herr v. Ried fand nach einigen Wochen seine Fassung wieder, und kam jezt, wo er allein stand, noch öfter, als früher, zu den Freunden zum Besuch. Da er indessen noch immer reizbar war, so disputirte und opponirte Montclair weniger, als er es früher zu thun pflegte, gegen seine Behauptungen; er ließ ihn — auch in Gegenwart Minna's — seine Anschauungen entwickeln, und so geschah es, daß manche seiner Ideen unvermerkt auch in Montclair Wurzel schlugen und Keime trieben.

Seine verstorbene Frau durfte niemals erwähnt werden; das hatte er sich ein für allemal ausbedungen; er konnte es nicht ertragen, daß diese Wunde berührt wurde. Dagegen liebte er es, im allgemeinen vom Tode und von der Vergänglichkeit des Menschen zu reden.

„Sie wissen", sagte er einst, als er mit Montclair an Minna's Theetisch saß, „ich betrachte den Menschen

als das höchste und vollkommenste Wesen, zu welchem die Natur es bis jezt gebracht hat. Was bei den Thieren als schwache Anlage vorhanden ist: das Begehrungsvermögen, das Bewußtsein, das Gedächtnis, das ist beim Menschen vermöge der feineren Organisation der Gehirnganglien zu einem weit höheren Grade der Beweglichkeit und darum der Vollkommenheit entwickelt. Das Gehirn des Menschen vermag klare Eindrücke zu behalten, sie zusammenzuhalten, mithin abstracte Begriffe oder sogenannte Ideen zu bilden und dieselben zu combiniren. Indem für diese Begriffe conventionelle Laute erfunden sind, besizt der Mensch die Sprachfähigkeit, und kann mit seinen Begriffen auf das Begriffsvermögen der Anderen einwirken, während das Thier nur augenblickliche Empfindungen auszudrücken vermag. Hiedurch nun findet innerhalb des Menschengeschlechts eine stete Fortbildung, ein Fortschreiten in der Klarheit der Begriffe statt. Sie sehen, daß ich den Vorzug des Menschen vor den niederen Säugethieren recht wohl anerkenne. Nur darin ist der Mensch diesen niederen Classen gleich, daß mit seinem Leben, d. h. mit seiner Herz- und Gehirnthätigkeit natürlich auch die Funktionen desselben: Denken, Bewußtsein, Wille u. s. w. ein Ende haben."

„So glauben Sie also an keine Unsterblichkeit der Seele?" sagte Minna. „Das ist ja aber eine entsezliche, eine trostlose Lehre!"

„Sobald man mir eine körperlose Seele wird aufzeigen können, werde ich daran glauben", erwiderte Ried. „Für entsezlich und für trostlos kann ich übrigens diese Anschauung nicht halten. Der Mensch ist ein verschwindender einzelner Bruchtheil des großen Ganzen, ein aufleuchtender Punkt, eine aufschäumende Welle in dem

großen Strome der Naturentwicklung; so soll er auch nichts andres sein *wollen*. Jeder Anspruch an persönliche Fortdauer ist nichts als ein verlarvter Egoismus. Fülle ein Jeder seine Stelle in dem großen Ganzen tüchtig aus, und gräme er sich nicht, wenn er dann in das Nichtsein zurücksinkt."

„Vernichtung? ein grausiger Gedanke!" sprach Minna.

„Warum grausig?" fragte Ried. „Vor hundert Jahren waren Sie nicht. Haben Sie damals Ihr Nichtsein als ein Leiden empfunden? Wer nicht *ist*, kann unter dem Nichtsein nicht *leiden*."

„Und doch sträubt sich unser Innerstes gegen den Gedanken der Vernichtung", sprach Minna. „*Nicht mehr*, das ist etwas ganz anderes, als *Noch nicht*. Daß ein Gewordenes wieder untergehn, ein Werdendes mitten im Werden unterbrochen werden soll! Alles Werdende strebt doch einem Ziele zu, das es erreichen will. Kann denn das Nichtsein dies Ziel sein?"

„Der Zweck des Einzelwesens liegt im großen Ganzen. Das Individuum ist da um des Ganzen willen", sagte Herr v. Ried.

„Auch der Mensch *nur* um des Ganzen willen?" sprach Minna. „Alfons, bist du auch dieser Ansicht?"

„Ich habe über diese Frage noch nicht mit mir abgeschlossen", sagte Montclair. „*Beweise* für eine persönliche Fortdauer zu finden, ist mir bis jezt allerdings noch nicht gelungen. Aber Frauen sollten sich mit solchen Fragen überhaupt nicht quälen, und diese Untersuchungen den Philosophen überlassen."

„Meine Tante", versezte Minna, „ist anderer Ansicht. Sie hat es stets von sich gerühmt, daß sie Phi-

lophin sei und sich über alles klare Ansichten zu bilden pflege.“ —

Auch Minna folgte diesem Beispiel. Mit der ihr eigenen kecken Entschlossenheit fuhr sie fort, über diese Frage nachzudenken. Sogleich am folgenden Morgen, als sie mit Alfons nach dem Frühstück einen Gang durch den Garten machte, welchen er, seinem Versprechen getreu, im Frühling am Abhang des Berges angelegt hatte, lenkte sie das Gespräch auf jenen Gegenstand zurück. Sie stand vor einem Stock der schönsten Monatrosen, auf dessen Pracht Alfons sie aufmerksam gemacht; sie blickte die Rosen an, aber eine Thräne stahl sich aus ihrem Auge. „Was ist dir?“ fragte ihr Gatte. „Ach Alfons“, sagte sie, „mir liegt es wie ein Stein auf dem Herzen. Diese Blumen, sie sind ja nichts weiter, als ein Bild der Vergänglichkeit, ein Bild des Todes, der alles, alles beherrscht. Ehedem, wenn ich vor einer blühenden Rose stand, dachte ich: diese Rose verwelkt, aber du wirst nie welken; dir werden jeden Lenz neue Rosen blühen, und wenn die Zahl deiner Erdenjahre voll ist, wirst du in einen schöneren Garten, in eine bessere Welt versezt werden, wo keine Blüthe mehr vom Sturm geknickt wird; da wirst du selbst eine unvergängliche Blüthe sein — — ach, und dem ist wirklich nicht so? unsere Hoffnung auf Unsterblichkeit ist eitel? es gibt keine Ewigkeit? Wir selber werden entblättert, zerfallen zu Staub, um ewig nicht zu sein? Und das ist wirklich deine Ueberzeugung, Alfons?“

„Ich habe dich gestern schon gebeten“, versezte er sanft und weich, „dich nicht mit philosophischen Fragen zu beunruhigen, die nur für das starke Gemüth der Männer geeignet sind.“

„Und wir", warf sie ein, „sollen uns von euch Männern mit einem Troste abspeisen lassen, an den ihr selbst nicht glaubt! Was ihr für Ammenmährchen haltet, das, meint ihr, sei für uns Frauen gut genug? Nein, Wahrheit will ich! Ins Licht will ich schauen, und ob es mir den Sehnerv versenge! Ich will der Sache auf den Grund kommen. Sage mir ehrlich und offen: was ist deine Ueberzeugung?"

„Dieser unglückselige Ried!" sagte Alfons ausweichend. „Bei ihm nimmt alles eine so steinerne, abschreckende Gestalt an. Säze, die auch ich als wahr anerkennen muß, stellt er — verzeih mir den Ausdruck — so bockbeinig hin, daß es den Anschein gewinnt, als könne man diesen Säzen nicht beipflichten, ohne damit den Glauben an einen Gott und an eine Ewigkeit über Bord zu werfen, und aller Religion zu entsagen. Nein, Minna, auch für mich gibt es einen Gott und eine Ewigkeit, nur daß ich mir diese Ideen vergeistige und sie in einem höheren Sinne fasse, als es der große Haufe zu thun pflegt."

„So erkläre dich näher", rief sie; „rette mich aus diesem Zwiespalt mit mir selbst!"

„Der Mensch", sagte Montclair mit warmer Begeisterung, „muß sich wissen als einen Theil des großen Naturganzen; dann weiß er sich in Gott; denn was ist Gott anderes als der Gedanke der Weltordnung. Die Masse der Ungebildeten freilich vermag sich Gott nicht anders, als nach menschlicher Weise, vorzustellen, als ein persönliches, Liebe und Abscheu empfindendes Wesen. Wir, die wir auf der Höhe des Geistes stehen, wir wissen, daß wir uns in Gott solche Schranken nicht denken dürfen. Er ist der Schrankenlose, kein Einzelner,

kein Ich; er ist das große All selbst. Sobald wir das große All nicht als ein zerstückeltes, getheiltes, sondern in seinem Zusammenhang als ein Ganzes denken, so denken wir Gott, denn Gott ist eben das Gesez der Nothwendigkeit, das im Weltall zur Erscheinung kommt. Und sobald ich mich selbst als einen Punkt in dieser unabänderlichen Weltordnung, als ein einzelnes nothwendiges Glied in dieser großen Kette der Wesen erkenne, so erfasse ich mich in dem Ewigen; so weiß ich: ich bin; ich bin in Gott; ich bin ewig. Ja ewig! Denn der wahre Begriff der Ewigkeit ist ja nicht der einer ins Unendliche sich fortsezenden Zeitlinie; ewig ist alles, auch das Vergänglichste, sobald es sich selbst in seinem Zusammenhang mit dem Gesez alles Seins und Wesens erfaßt."

„Auch du glaubst also an keine Fortdauer nach dem Tode?" fragte Minna kleinlaut.

„Ich werde", erwiderte er, „die Fortdauer nach dem Tode nicht verneinen; wie sollte ich dogmatisiren über ein Jenseits, von dem ich nichts weiß und nichts wissen kann. Ich verneine sie nicht, diese Möglichkeit einer jenseitigen Existenz, aber ich weiß, daß wir auf das Diesseits, auf diese sichtbare Welt, angewiesen sind. Wir sollen nicht, im Traum von einem Jenseits befangen, die Hände in den Schooß legen; sondern im Diesseits sollen wir das ewige Gesez des ewigen Fortschrittes zum Vollzug bringen. Wer das Gesez seines Daseins erkennt, und sich in seinem Thun und Empfinden durch dasselbe bestimmen läßt, der lebt ewig; denn er lebt aus der Ewigkeit heraus; er hat im Diesseits, in der kurzen Spanne Zeit, die ihm zu existiren vergönnt ist, das ewige Leben. Und wenn diese Frist endet, so fügt er

sich mit Resignation in das Unvermeidliche; auch daß es ein Ende mit ihm nimmt, ist ja ein Vollzug des Gesezes der ewigen Nothwendigkeit. Wie er in seinem Leben weiß: „Ich bin“, so weiß er im Augenblick seines Todes: „ich bin gewesen“. Kann es einen erhabneren Trost geben, als diese Resignation? Die Erkenntnis macht frei, frei von den Schranken unvernünftiger Wünsche und Hoffnungen. Die Erkenntnis gibt uns die wahre Seligkeit, die Seligkeit im Diesseits. Genieße du jeden Augenblick voll und aus der Tiefe; rufe es dir fort und fort ins Bewußtsein, daß auch du ein Glied bist in der großen Kette der Gedanken, deren Gesammtheit wir Gott nennen, daß auch in dir, in deinem Wollen und Streben sich der große Weltgedanke zu einem Theile verwirklicht; bedenke es: auch du bist ein nothwendiges Einzelelement in diesem erhabenen Ganzen; und so lebe für das Ganze, mache dich frei und immer freier von aller Selbstheit; ergreife jeden schönen Moment des Lebens als eine Blüthe, die der große Weltgeist in dir treibt. Wenn du so gelebt hast aus dem Vollen heraus, gelebt hast im Bewußtsein, daß du in Gott bist, dann hast du ewig gelebt. Was dann nach dem Tode kommen mag, das kann dich nicht kümmern. Gibts eine Fortdauer nach dem Tode, wohlan! nimm sie dankbar hin. Gibt es keine, nun so hast du das beruhigende Gefühl, daß du wenigstens vor der Thorheit dich gehütet hast, auf eine unbestimmte Hoffnung eines Jenseits hin das Diesseits zu versäumen und zu verscherzen.“

Er zog sie an sein Herz, und drückte einen Kuß auf ihre Lippe. „Ist nicht auch in diesem Kusse Ewigkeit?“ fragte er lächelnd. „Laß das Grübeln, meine Minna, und sei damit zufrieden, daß wir uns haben,

daß wir einander angehören unser Leben lang." Sie blickte ihm hell und beruhigt ins Auge.

Aber das Grübeln konnte sie doch nicht lassen. Er hatte sie ja selbst angewiesen, jeden Augenblick aus der Tiefe zu leben, die Selbstheit abzuthun, sich als eine Blüthe zu wissen, die der Weltgeist treibe. So versuchte sie denn fort und fort, sich auf diese Höhe hinaufzuschrauben. Aus dem Vollen heraus sollte sie jeden Augenblick durchleben, und siehe — sie konnte keinen einzigen Augenblick mehr *unbefangen* durchleben. Jeder Moment ihres Daseins wurde von der Reflexion zersetzt. Sie mühte sich ab, in jedem der wechselnden Augenblicke jenes „Ewige" zu erfassen, und es entschlüpfte immer wieder ihren Gedanken. Die Ewigkeit in Alfons Sinne schwand ihr, wenn sie sich daran halten und darauf stützen wollte, jedesmal zusammen zu einer nichtssagenden, täuschenden Phrase; von all dem erhabenen Klingklang blieb ihr bei schärferem Nachdenken nichts übrig, als der kalte Begriff eines unabänderlichen nothwendigen Weltprocesses, in dessen Räderwerk sie eingeflochten war, um eine Zeit lang mit zu drehen und gedreht zu werden. „Das Thier ist vergänglich", seufzte sie; „der Mensch ist auch vergänglich; sein einziger Vorzug ist, daß er es weiß, er sei vergänglich. Sich seine Vergänglichkeit zum Bewußtsein bringen — das soll heißen: sich in dem Ewigen erfassen?!" Sie klagte es Alfons, daß es ihr so schwer werde, den Begriff der Ewigkeit jeden Augenblick in sich zu vollziehen. Er tröstete sie, daß es keinem Sterblichen in ununterbrochener Dauer gelinge; nur allmählich könne man zu jener Höhe sich emporarbeiten; nur selten seien die Augenblicke, wo es gelinge, sich in voller Einheit mit dem großen Weltgedanken zu erfassen."

Das war ihr ein schlechter Trost. Sie wurde an der Philosophie ihres Gatten zuweilen wieder irre. Er wich weiteren Fragen aus, und mahnte sie wiederholt vom Grübeln ab und auf den frischen vollen Genuß des Lebens hin. Sie aber wollte Licht haben. Da sie dies bei ihrem Gatten nicht fand, beschloß sie selbständig dem Ding nachzuforschen. Wenn Alfons in seinen Geschäften abwesend war, ging sie über seine Bücher, suchte, was auf jene Fragen sich zu beziehen schien, heraus, und las. So studirte sie deutsche Uebersezungen von Locke und Hume. Mit Misfallen bemerkte Montclair, daß seit einiger Zeit das Hauswesen nicht mehr in seinem früheren geordneten Gange war; bald war für das Essen nicht gehörig gesorgt, bald die zerrissene Wäsche ungeflickt geblieben, oder die Haushaltungsrechnung wollte nicht stimmen. Er ahnte nicht von weitem die Ursache dieser Erscheinung; aber er tadelte Minna, als diese Fälle sich häufiger wiederholten, und da sie Recht behalten wollte, so kam es nicht selten zu höchst unangenehmen Auftritten.

Denn Minna war auch ihrerseits in einem seltsamen Zustande von Gereiztheit. Sie sah es deutlich ein — so glaubte sie — daß der einzelne Mensch wirklich nur um des großen Naturganzen willen da sei, und mit weiser Ergebung sich darein fügen müsse. Und doch kam sie sich immer vor wie eine Eintagsfliege, die von einem heftigen Sturmwind durch die kurze Spanne der Lebenszeit hindurchgejagt werde; den schaurigen Augenblick der Vernichtung sah sie mit jedem Tage näher rücken. Sie hatte keinen feststehenden Punkt außer dem Strome der Zeit, an den sie sich hätte halten können; der Nachen trieb weiter, weiter; es war kein Anker und kein Ankergrund vorhanden.

Das verursachte in ihr eine Stimmung des Mismuths und der freudlosen Verdrossenheit, den sie sich selbst nicht zu erklären vermochte. Am seltsamsten war es, daß sie ihren Moriz nicht mehr mit freudig hoffendem Mutterherzen anschauen konnte. Der Anblick des lieblichen Kindes beengte sie vielmehr. Es war, als ob ein Dämon ihr jedesmal zuraunte: „Auch dieser muß in das Nichts zurück, aus dem er gekommen ist.“ Sie malte sich gewaltsam alle möglichen Bilder vor, wie Moriz ein schöner Jüngling, ein großer angesehener glücklicher Mann werden würde; — „und dann?“ fragte der Dämon in ihr, und das Gebäude ihrer Hoffnungen zersprang wie eine Seifenblase.

Auch Alfons war in dieser Zeit geistig sehr beschäftigt. Herr v. Ried hatte ihm die Schriften des französischen Philosophen Helvetius zu lesen empfohlen und geliehen. Seine Gedanken wurden dadurch von den naturphilosophischen Fragen ab- und auf die Fragen des Staatsrechtes und die Aufgaben der Sozietät hin gelenkt. Seine alte Ansicht, daß alle Religion nur eine Schale sei, um den ungebildeten Classen die Wahrheiten der Moral beizubringen, fand er hier glänzend bestätigt; Helvetius ging noch einen Schritt weiter, und zeigte, daß die Religion ganz und gar entbehrlich sei, auch für das Völkerleben und Völkerglück. Die Moral könne auf eignen Füßen stehen. Die wesentlichen Säze der Moral leitete aber Helvetius aus dem Prinzip des Egoismus ab. Aller Edelmuth sei etwas rein freiwilliges, individuelles. Als allgemeingültige Forderung dürfe man nichts weiter hinstellen, als jenes Gesez, das von der Natur in jedes Menschen Brust geschrieben sei: das Gesez, das eigne Wohlergehen zu fördern. Aus diesem Geseze

folge alle Moral; darum, weil das eigne Wohl in vieler Hinsicht mit dem allgemeinen Wohle verknüpft sei, und weil der Einzelne nur im geordneten Zusammenwirken mit Anderen zur eignen irdischen Glückseligkeit gelangen könne, darum müsse er auch die Rechte und das Wohl der Anderen achten. Die Aufgabe des Staates sei es, auf dem Wege der Gesetzgebung, Rechtspflege und Verwaltung den natürlich vorhandenen Egoismus auf diese Bahnen des gemeinen Wohles zu leiten.

Herr v. Ried, welcher gegen die Hoffnung der Unsterblichkeit keinen furchtbareren Vorwurf zu schleudern gewußt, als daß dieselbe ein verlarvter Egoismus sei, war von diesem System des Helvetius, das gerade den Egoismus zum Prinzip der Moral erhob, ganz entzückt. Und auch Montclair lebte sich völlig in diese Anschauung hinein.

So verging der nächste Winter unter eifrigen Studien und häufigen Verstimmungen. Minna empfand ihre abermalige Einsamkeit bitter, und war häufig übelgelaunt, fast immer mismuthig, sehr selten fröhlich. Je mehr sie das schnell vorübereilende Erdenglück mit Gewalt an sich raffen wollte, um so tückischer schien dasselbe sich ihr zu entziehen. Sie suchte es außer sich; in sich hatte sie es nicht. Montclair, von Haus aus ein offnes fröhliches Naturell, wurde durch ihre üblen Launen auch mehr und mehr zum Unmuth hingerissen, und begegnete ihrem Eigensinn mit Heftigkeit.

Bei einer dieser Scenen — es war im Sommer 1780 — brach Minna in die klagenden Worte aus: „War das die Herrlichkeit, die meiner im Schwarzwald an deiner Seite wartete? Die lichten Alpenhöhen, von

denen du mir vorgeplaudert, haben sich, wie deine Liebe, in häßliche Nebelhöhlen verwandelt.“

Die Erinnerung an den Nachmittag auf dem Haideberg, die in diesen Worten lag, wirkte auf Montclair mit einer gewissen magischen Kraft. Er gedachte an jene Zeiten der ersten Liebe; er ward weich. „Nein, so darf es nicht bleiben zwischen uns“, rief er lebhaft aus. „Minna, du sollst die Alpen sehen. Wir müssen fort aus diesen beengenden Thalwänden. Eine Reise müssen wir machen; die Schweiz müssen wir sehen! Das wird neues frisches Leben in unsre Adern gießen.“

Minna ergriff den Vorschlag mit Freuden. Es mußte ein Einschnitt in die bisherige Lebensweise gemacht werden, ein Einschnitt, der zum Abschnitt werden sollte. Nur, was mit dem Kinde anzufangen sei, wußte man nicht sogleich zu sagen. Der Knabe war nun ein Jahr alt, und fing zu laufen an; er bedurfte also doppelt einer sorgfältigen Aufsicht.

Beilmann, dem Montclair gelegentlich mittheilte, daß er eine Reise mit Minna zu machen beabsichtige, fragte ihn, ob er das Kind, das er doch nicht wohl mitnehmen könne, nicht ihm und seiner Frau zur Pflege übergeben wolle. „Für das Kind ist gesorgt“, war Montclair's kurze Antwort.

Er fuhr an einem der Tage nach Straßburg, und Herr und Frau Baillard fanden sich bereit, den Kleinen in ihre Pflege zu nehmen.

So stand der Ausführung des Reiseplans nichts mehr im Wege. Straßburg war die erste Station; unter vielen Thränen nahm Minna von dem Liebling Abschied, empfahl ihn dringend der Obhut Emiliens, welche speziell für ihn zu sorgen sich anheischig gemacht,

und reiste dann mit Alfons südwärts in die schöne Rheinebene hinein.

Aber das Kind war noch einer besseren Obhut empfohlen, als der Emiliens. Was die Mutter nicht that, das that der treue Mann im grauen Rock. Der Verwalter empfahl jeden Morgen und Abend bei der Hausandacht den kleinen Moriz dem Schuze des lebendigen gnädigen Gottes.

Wenige Tage nach Montclair's Abreise, am stürmischen Morgen nach einer Gewitternacht, hieß Beilmann in aller Frühe das Wägelchen schirren. „Wo willst du hin?“ fragte seine Frau. „Nach Straßburg.“ „Ich dachte, du wolltest morgen hinfahren.“ „Ich will es doch lieber heute.“ „Aber dein Geschäft mit dem Verkauf des Kupferblechs eilt ja nicht, und das Wetter ist heute so häßlich.“ „Laß mich, halte mich nicht; es läßt mir keine Ruhe, und daß ich dirs nur gestehe, ein Traum, den ich gehabt, treibt mich. Es fällt mir ja nicht ein, auf Träume Werth legen oder sie deuten zu wollen; aber möglich wäre es ja doch, daß der Herr auch einen Traum benüzte, um uns einen Wink zu geben.“ „Was hat dir denn geträumt, Lieber?“ fragte die Frau. „Ich stand draußen vor dem Pochwerk in unserm Thal, aber das Thal war gegen Abend offen oder die Berge durchsichtig, ich weiß selbst nicht wie; genug ich sah den Thurm des Straßburger Münsters ganz deutlich, und neben dem Thurm stand ein Mann, der aber ebenso hoch aussah, wie der Thurm, ein freundlicher Mann in einem weiten hellblauen Mantel, und der winkte mir zu, als wolle er sagen, ich solle eilig kommen. Ich wollte nun nach der Richtung laufen, aber es hing wie Blei an meinen Füßen; ich konnte nicht; der Mann winkte immer ängst-

licher, und in der Beklemmung wachte ich auf, konnte lange nicht mehr einschlafen, und mein erster Gedanke war: „Du mußt nach Straßburg!“ „Nun so fahre in Gottes Namen!“ sagte seine Frau.

Herr Beilmann hatte eine freundliche Reise; denn der Himmel hellte sich im Laufe des Vormittags völlig auf.

Am Nachmittag trug Emilie den kleinen Moriz, der ein liebenswürdiges Kind voll ungetrübter Heiterkeit und darum die Freude Aller war, in den Garten hinunter, wo er nun, da er noch nicht frei laufen konnte, mit der größten Beweglichkeit auf den Kieswegen dahin rutschte, vor jeder größeren Blume Halt machte, und „Ah, mummeli!“ rief. „Blumeli“, wollte er sagen.

Es war ein Landgut vor der Stadt, welches Vaillard's bewohnten. Der Garten war ziemlich ausgedehnt, und stieß mit seinem unteren Ende, wo das Eingangsthor war, an einen kleinen schmalen aber tiefen Arm oder Kanal des Flusses, so daß man von außen über eine Brücke an das Thor gelangte. Der Garten hatte gegen das Wasser hin einen Staketenzaun; die Brücke selbst hatte kein Geländer. Während Emilie mit dem Kleinen im Garten spielte, ihn ein Stückchen weit fortrutschen ließ, und ihn dann wieder erhaschte, worüber er jedesmal in jauchzendes Lachen ausbrach, hörte sie von dem Eingangsthor her ihren Namen rufen und erkannte die Stimme ihrer Freundin Belly. Sie nahm den Knaben auf den Arm, eilte mit ihm der Kommenden entgegen, sezte ihn wieder auf den Kiesweg nieder, und begrüßte die Freundin. Diese hatte ihr viel zu erzählen; sie war gestern auf einem Ball gewesen, und schilderte nun die Personen ihrer Tänzer und Anbeter sowie die Toilette sämmtlicher Tänzerinnen mit großer Lebhaftig-

keit, indem sie mit Emilie langsam den Garten hinaufging, welche leztere ganz von dem interessanten Gegenstande hingenommen war. Der kleine Moriz hatte unterdessen das offenstehende Gartenthor bemerkt, und anstatt nachzurutschen, wie diese voraussezte, fühlte er sich von einem kühnen Unternehmungsgeist kindlicher Neugierde getrieben, eine Entdeckungsreise nach dem unbekannten Lande da draußen zu unternehmen. Hurtig rutschte er vorwärts; er gelangte auf die Brücke. Die einförmigen Felder, die vor ihm lagen, zogen ihn weniger an, als das geheimnisvolle Rauschen und Plätschern, das seitwärts heraufschallte; so kroch er neugierig an den Rand der Brücke; er sah einen wunderbar schönen glänzenden Gegenstand, der sich immer fort bewegte; er griff darnach, konnte ihn aber nicht erreichen; so bog er sich weiter über, streckte das Aermchen tief hinab, verlor das Gleichgewicht, und stürzte.

Eine Hand griff nach ihm und erhaschte glücklich noch eine Falte seines Röckchens. Die Hand gehörte einem grauen Manne.

Beilmann war angekommen, und sein erster Gang war gewesen, bei Herrn Vaillard sich nach dem Knaben umzusehen. Er trug den vor Schrecken weinenden Knaben die Gartenallee hinauf, an Emilie vorbei, nach dem Hause. Emilie schrie auf, als sie den Knaben weinen sah und dem zürnenden Blick des Verwalters begegnete. „Was ist geschehen?" rief sie. Er gab ihr keine Antwort, sondern ging mit dem vom Tode geretteten Kinde zu den alten Vaillards, und erzählte ihnen vor den Ohren der nachgeeilten Emilie das Geschehene.

Emilie brach unter der donnernden Strafrede ihres Vaters in Thränen aus, und verfiel beinahe in Krämpfe.

Herr Baillard aber bat den Verwalter um Gottes willen, Herrn v. Montclair bei dessen Rückkunft nichts von dem Vorfall zu erzählen. „Wenn Sie das Kind unversehrt den Eltern übergeben werden", erwiderte jener, „so habe ich keinen Beruf, den Vorfall zu berichten."

Herr Baillard nahm sofort eine brave alte Frau als Wärterin in Dienst. —

In der nämlichen Stunde, wo der kleine Moriz unter der Obhut Emiliens in solcher Todesgefahr schwebte, stiegen seine Eltern, nachdem sie des Morgens Lenzkirch verlassen hatten, von dem Sattel eines Berges aus eine beträchtliche Anhöhe empor. Zur Rechten fiel der Blick in eine tiefe Thalschlucht hinab, aus deren verborgenem Grunde die Kuppel der Kirche von St. Blasien heraufschaute. Alfons war sehr heiter, Minna schwelgte in Entzückung. Die furchtbar wilde Kluft der Schwarzach, an deren schwindelndem Rande sie die lezten Stunden gewandert war, hatte sie in wahre Begeisterung versezt. Sie sah, daß Alfons nicht übertrieben hatte, als er diese alpinischen Thäler ihr schilderte. Die Sonne brannte; der Schatten eines Gehölzes, in welchem sich der Weg steil aufwärts zog, war erquickend, und die Heidelbeere, die da in reicher Menge wuchs, als Labung willkommen. Jezt war die kahle Hochfläche erreicht. Ein Dörfchen lag oben; sie gingen darauf zu; sie kamen an die Kirche, traten neben derselben hervor, und — mit einem leisen Schrei wankte Minna auf den nächsten Grabstein zu, um sich daran zu halten; sonst wäre sie vor Schrecken umgesunken.

Und was war es, das sie in solchen Schrecken versezt hatte?

In geringer Entfernung vor ihr hatte die Welt

ein Ende, und über den Rand derselben hinweg sah sie auf die ganze Kette der aus Licht und Silber gewobenen Alpengipfel hinab, welche da drunten in einem Duftmeer schwammen. Die ganze Schweiz lag zu ihren Füßen.

Auf die Alpengipfel hinab? — Es ist keine Uebertreibung; so bietet sich vermöge einer sehr leicht erklärlichen optischen Täuschung von jenem Punkte aus der Anblick dar. Von dieser, aus dem höchsten Gebirgskamm des Schwarzwaldes vorspringenden Bastion aus sieht man die ganze Kette vom Säntis an bis zur Gemmi; man empfängt aber nicht den Eindruck, als ob man von einem 3000 Fuß hohen Berge zu 10000 Fuß hohen Bergen hinaufblickte, sondern man meint vielmehr an dem abgeschrägten Rande eines ungeheuern, tiefen Kessels oder Kraters zu stehen, aus dessen unsichtbarem Wasserspiegel die ganze Schweiz mit all ihren Zacken, Gletschern und Firnen wie eine zarte duftige Masse herauftaucht. *)

---

*) Die kahle Hochfläche ist sanft geneigt. Ueber ihren nahen Rand gleitet der Blick stellenweise bis in das Rheinthal hinab, welches aber von jenem Rande der Hochfläche schon 2½ Meilen entfernt ist, daher es schon sehr duftig und matt erscheint, so, als ob es noch viel weiter entfernt läge. Da es 2000 Fuß tiefer liegt, als der Standpunkt des Beschauers, so erscheint es unter einem Winkel von zwei Graden und vierthalb Minuten. Die höchste Spize des Tödi liegt fast 8000 Fuß höher, als der Standpunkt des Beschauers, ist aber schon 16 Meilen entfernt, erscheint daher nur unter einem Winkel von einem Grad und 12½ Minuten. (Analog die zwar etwas höheren aber noch viel entfernteren Berner Alpen.) Nun scheinen aber die glänzenden Alpengipfel näher und darum minderhoch, als sie wirklich sind, während der duftige matte Grund des Rheinthals ferner

Alfons machte seine Gattin nun auf die einzelnen Theile der Aussicht aufmerksam. Dort über dem kahlen Rande der Hochfläche, wo diese plözlich abbrach, dort, aber weit weit draußen in ungeheurer Tiefe, erschienen die Höhen von Zurzach; kaum war an ihnen Wald und Matte noch zu unterscheiden; an Einer Stelle sah man den Grund der Rheinniederung selber, und unterschied die rothe Dächermasse von Zurzach. Rechts hinüber zog sich, etwas mehr emporsteigend, der grünlich graue Rücken des Hauenstein; es hob sich hinter ihm aus dem Dufte der langgestreckte Buckel der Lägeren, und weiterhin zur Rechten verloren sich die Aargauer und Solothurner Ketten des Jura in fernem Nebel, während auf der äußersten Linken das Weltall mit dem Randen bei Schaffhausen und den Hegauer Kegeln sein Ende zu erreichen schien. Aber alle diese Gebirgszüge mit ihren graugrünen irdischen Tinten bildeten nur die in der Tiefe schwimmende Unterlage, einen Gürtel gleichsam, hinter welchem die himmlisch-ätherischen Gebilde der Alpengipfel — denn die breiten Piedestale sind in zarten dunkelblauen Duft verloren — emporstreben, und mit ihren Gletschern und Schneefeldern deutlich gegen das blaue Himmelsmeer absezen. Dort zur Linken stieg die schroffe Pyramide

---

zu sein und darum viel tiefer zu liegen scheint, als er wirklich ist. (Ein nah-scheinender Punkt nämlich, der gleichwohl nur in einem Winkel von 1° 12½′ über der Horizontallinie gesehen wird, erscheint, als ob er sich nur ganz unbedeutend über dieselbe erhübe; ein fernscheinender Punkt, der in einem Winkel von 2° 3½′ unter der Horizontallinie gesehen wird, erscheint, als ob er schon in sehr beträchtlicher Tiefe unter dem Beschauer läge.) Man glaubt also nach Zurzach viel tiefer hinabzusehen, als man nach der Spize des Tödi hinaufsieht.

des Säntis jäh und kühn aus dem Duftmeer; in matterem Grau lagerten sich an seinem Fuße die sieben Churfürsten sammt dem Speer. Hinter ihnen schwebte wie ein leichtes Silbergewölk der Mürtschenstock, und stolzer und höher lagerte sich der breitgedehnte Schneerücken des Glärnisch mit dem silbernen Vrenelisgärtli an seinem plötzlichen Absturz. Ihm zunächst tauchte die stumpfe Pyramide des Tödi aus jenen Schatten empor, in welchen die schwachen Umrisse des Reisselt, der Mutri-Kette sammt der Fluhbrig und die Schwyzer Haken sich kaum sichtbar abhoben. An den Tödi schlossen sich unmittelbar die Clariden, das silberne Scherhorn, die beiden Windgellen und der spizige Pristenstock — Wolkenflöckchen, so leicht, als müßte jeder Hauch des Windes ihre Gestalt verwehen! Zu Füßen dieser Kette deuteten zwei Schattenkegel im Duftmeer den Rigi und den Pilatus an. Droben aber schloß sich an den Pristenstock die Surnenkette, in welcher der Gletschersattel des Urirothstocks und der Schneeblock des Titlis besonders hell im Sonnenscheine schimmerten. Ueber sie hinaus, rechtshin, wo das blaue Duftmeer mit dem Himmelsblau bereits zusammenzufließen schien, schwammen zwischen beiden noch einige Lichtperlen und Diamanten: Eiger, Finsteraarhorn und Jungfrau. Weiter hinaus wogte noch eine träumerische Ahnung von der Gemmikette in den Lüften — dann die Unendlichkeit! — —

Minna stand in den Anblick verloren. Eine Thräne perlte in ihrem Auge, und in ihrer Seele riefs wie eine Stimme: „Es ist ein Gott! Es ist ein Himmel!" Sie zog Alfons an sich heran, und drückte ihm einen Kuß auf die Lippen.

Fünfzehntes Kapitel.

Kritik und Krisis.

Es rast der See und will sein Opfer haben.
Schiller.

Wie schnell verfliegen doch religiöse Stimmungen, wenn sie auf keinem festeren Grunde ruhen, als auf erhebenden Natureindrücken!

Montclair reiste mit seiner Gattin in die schöne Schweiz hinein. Sie kamen an einem heitern Nachmittage nach Luzern, lustwandelten am Ufer des herrlichen, tiefgrünen Sees, schauten hinüber nach dem freundlichen Rigi, den Stanzer Bergen, dem schroffen Pilatus, und kehrten dann nach ihrem Gasthofe zurück. Als sie einen freien Plaz überschritten, sahen sie eine aufgeregte Menschenmenge versammelt. Minna wollte neugierig hinzutreten, Alfons suchte sie abzuhalten, aber sie, mit ihrer gewohnten Entschlossenheit, trat mitten unter den Haufen, und fragte, was es gebe. „Ein Kezer wird verbrannt", sagte lachend ein Mann aus dem Haufen, und wirklich erblickte sie in der Mitte des Menschenkreises einen kleinen Holzstoß. Entsezt fuhr sie zurück, wurde aber durch Alfons beruhigt, welcher mittlerweile in Erfahrung gebracht hatte, daß es sich um die Verbrennung, nicht eines Menschen, sondern eines Buches handle. Ein Pfarrer

Freudenberger in Bern hatte ein Schriftchen geschrieben, worin er bewies, daß die ganze Geschichte vom Wilhelm Tell und dessen Apfelschuß eine bloße Sage sei, und sich bis zu der Behauptung verstieg, daß ein Wilhelm Tell gar nie gelebt habe. Dies Büchlein hatte den hellen Zorn der Urkantone erregt, welche ihren Tell wie einen Heiligen verehrten; und die hohe Obrigkeit von Luzern hatte beschlossen, dasselbe durch Henkershand verbrennen zu lassen. In der That nahte dort von einer Seitengasse her wirklich das Amtspersonal, voran der Waibel in einem Mantel, dessen obere Hälfte weiß, die untere blau war; hinter ihm der Schultheiß mit den Rathsherren, zulezt der Henker. Alfons und Minna hatten aber keine Lust, diese abgeschmackte Execution mit anzusehen, sondern begaben sich in ihren Gasthof.

Hier saßen zwei Herren an der Wirthstafel. Der eine war ein Mann von etwa vierzig Jahren, hoch, schlank, mit einem ausgezeichneten Profil. Eine mäßig hohe Stirn, ein sinnendes leuchtendes Augenpaar, eine dominirende Adlernase, ein feingeschnittener Mund bildeten eine Physiognomie, die man, wenn man sie Einmal gesehen, so leicht nicht wieder vergaß. Sein dünnes, über dem Nacken in Locken gerolltes Haar war auf dem Scheitel mit einem schwarzen Käppchen bedeckt. Der andre war ein bildschöner junger Mann mit blondem Haar, das am Hinterkopf in einen kleinen Haarbeutel zusammengefaßt war; seine Kleidung war ausgesucht und kostbar; seine Finger blizten von Brillanten. Die Unterhaltung, welche in französischer Sprache geführt wurde, bewegte sich um das Auto de fe, dessen Vorbereitungen Alfons und Minna so eben mit angesehen hatten, und so fügte es sich zwanglos, daß beide sich in das Gespräch

mischten. Die beiden Fremden theilten die Entrüstung Montclairs über diese läppische und verächtliche Art, eine misliebige Schrift zu widerlegen. „Mache man sich darüber", sagte der ältere Herr, „und verabfasse man eine Gegenschrift. Irrthümer müssen mit Argumenten widerlegt werden, nicht mit brennenden Holzscheitern." „Diese Freudenberger'sche Schrift zu widerlegen, dürfte sehr schwer sein", versezte der Mann mit dem Haarbeutel. „Allerdings", sagte der Erstere, „enthält die Geschichte vom Tell viele sagenhafte Zusäze." „Sie ist durch und durch Sage", rief der Jüngere lebhaft. „Ich bitte Sie, ist denn das nicht Unsinn, daß dieser Tell seinem eigenen Kinde einen Apfel vom Kopfe schießt, anstatt lieber sogleich den Geßler zu erschießen? Ist das nicht Unsinn, daß dieser Tell dort drüben von Küßnacht aus an einem Nachmittag über Lowerz und Brunnen zu Fuße über die himmelhohen Zinnen der Frohnalp — denn unten am Ufer führt ja kein Pfad, die Felsen steigen ja senkrecht vom See in die Höhe — bis an den Fuß des Axenberg gewandert sein soll? ein Weg, zu welchem ein rüstiger Mann seine zwei Tage braucht! Und dann der Sturm auf dem See? wie lächerlich! Schon unser großer Voltaire hat sich darüber lustig gemacht, daß auf einem so kleinen See ein Sturm möglich sein solle." — „Da könnte sich der kleine See über den großen Voltaire lustig machen", erwiderte der ältere Herr, „falls dieser einmal beim Föhn den See befahren sollte. Ich als geborener Züricher kenne diese Gegenden, und kann Sie versichern, daß der See, wenn der Wind sich zwischen den entsezlichen Felswänden fängt, fürchterlich rasen kann." „Pah!" sagte der jüngere Herr. „Uebertreibung! Fabelei! Ein Mann wie Voltaire muß das doch besser

wissen!" Der Zürcher wollte über einen Punkt, gegen den nur eingebildeter Unverstand Einsprache thun konnte, nicht weiter disputiren. Er lenkte daher auf die Hauptfrage zurück. „Es ist richtig", sagte er, „daß die Chronisten, welche der Erhebung der Waldstädte der Zeit nach am nächsten stehen, ein Albert von Straßburg, ein Hemmerling, Faber, Mutius, selbst Johann von Winterthur und Konrad Justinger, von einem Wilhelm dem Töllen, d. h. Tollkühnen — denn der Namen ist Beiwort; Familiennamen gab es damals noch nicht — kein Wort erwähnen. Erst Melchior Ruß und Etterlin erzählen die Geschichte, und zwar gibt sie der erstere in sehr einfacher Gestalt, Wilhelm der Tölle habe einen Landvogt Grisler am Arenberg erschossen. Vom Apfelschuß ist noch keine Rede. Es läßt sich auch noch nachweisen, wie der Apfelschuß in die Sage hineinkam. In den lezten Zeiten des Mittelalters führte das Volk gern Schauspiele auf; eines dieser Schauspiele ist noch handschriftlich vorhanden; es enthält den Apfelschuß. Man entnahm diesen Zug der altnordischen Toko-Sage, welche man in dem, damals vielgelesenen Saxo Grammaticus fand, und fügte sie in das Schauspiel ein, um eine complicirtere dramatische Verwicklung zu bekommen. Das Volk hielt dann auch diesen Zug für geschichtlich, indem es, was poetische Zuthat war, von dem echten Kern der Sage nicht zu unterscheiden vermochte."

„So geben Sie also selbst zu, daß der ganze Tell bloße Sage sei?" fragte Montclair.

„Nicht ganz", versezte der Zürcher. „Melchior Ruß hat die Urgestalt der Sage aus alten Volksliedern geschöpft, und diese Volkslieder knüpfen in der Regel an eine historische Erinnerung an. Ein Landmann Wilhelm

mit dem Zunamen der Tolle mag ja wohl wirklich einmal in jenen faustrechtlichen Zeiten der Erhebung der Waldstädte einen Landvogt erschossen haben. Es existirt eine, schon aus der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts datirende Stiftungsurkunde, in welcher eine jährliche Wallfahrt zu seinem Grabe angeordnet wird. Falls diese Urkunde echt sein sollte, was ich freilich selbst noch für zweifelhaft halte, so wäre die Existenz Tells diplomatisch erwiesen."

„Mit dieser Urkunde", sagte der Andere, „wird es so stehen, wie mit der Bibel. Hat man doch auch anderthalb Jahrtausende lang die Bibel für echt gehalten, und jezt leugnet kein verständiger Mensch mehr, daß sie durch Priesterbetrug untergeschoben ist."

„Mein Herr", sagte der Zürcher mit ernster Miene, „wenn Sie gegen die ehrwürdige Urkunde des Christenthums in so herausforderndem Tone sprechen, so dürfen Sie mir nicht übel nehmen, wenn ich mit gleicher Münze bezahle. Nur Unwissenheit kann die Behauptung wagen, die heiligen Schriften seien ein Werk des Priesterbetrugs. Wir haben die ganze Kette der altkirchlichen Literatur, welche hinaufreicht bis zu den Schriften der unmittelbaren Apostelschüler, eines Ignatius, Polykarpus, Clemens von Rom, und zu den Fragmenten des Papias. Es ist eine festgeschlossene Kette, eine Literatur, wo die Echtheit des älteren Schriftstellers immer wieder dadurch, daß die nächstjüngeren ihn kennen und citiren, bewiesen wird. Und die ältesten dieser Schriftsteller, die unmittelbaren Schüler der Apostel, kannten schon das neue Testament. Ignatius schreibt vom heil. Geiste: „„er weiß woher er kommt und wohin er geht"", ein Ausspruch, der gar keinen Sinn gehabt hätte, wenn ihm und seinen

Lesern nicht jene Stelle des Evangeliums Johannis vorgeschwebt wäre, wo der Herr vom Winde sagt, man wisse nicht, woher er komme und wohin er gehe, mit diesem Winde aber die wiedergebärende Wirksamkeit des heil. Geistes vergleicht. An einer andern Stelle nennt er Christum ganz abrupt die Thür zum Vater, was sich wiederum nur als Anspielung auf das Gleichnis Joh. 10. erklärt. An einer dritten spricht er von Christo als dem Brode vom Himmel. Im Briefe des Barnabas, welcher spätestens im Anfang des zweiten Jahrhunderts verfaßt ist, wird schon die Stelle des Ev. Matth. von den vielen, die berufen, und den wenigen, die auserwählt sind, ausdrücklich als eine in der heil. Schrift geschrieben stehende citirt. Der schon im Römerbrief des Apostels Paulus erwähnte Clemens von Rom führt in seinem Brief an die Corinther wortwörtlich jenen Ausspruch des Herrn an, welcher allein im Ev. Joh. Kap. 18, V. 22—23 zu finden ist. Von der Verabfassung des Ev. Matthäi und des Ev. Marci erzählt schon der Apostelschüler Papias. Schon um die Mitte des zweiten Jahrhunderts arbeiteten zwei Männer, Theophilus und Tatian, von einander unabhängig, eine Harmonie der vier Evangelien aus, ein Beweis, daß diese vier Evangelien, und gerade diese, damals schon ganz und gar als echt und als die einzigen echten und kanonischen kirchlich anerkannt waren. Das sind einige wenige Proben aus einem ganzen Strom von Belegen. Und nicht nur für die einzelnen Schriften des neuen Testamentes sind diese Belege vorhanden, sondern wir wissen auch, daß die christliche Kirche schon vom zweiten Jahrhundert an mit gewissenhafter Strenge Verzeichnisse derjenigen Bücher, welche als heilige beim Gottesdienste gebraucht werden

durften, anlegte, und daß jede Landeskirche in ihr Verzeichnis nur diejenigen Schriften aufnahm, welche ihr schon vom Zeitalter der Apostel her als heilige Bücher überliefert waren. Als man später die Verzeichnisse der verschiedenen Landeskirchen verglich, fand sich, daß die ungeheure Mehrzahl der neutestamentlichen Schriften in allen Verzeichnissen stand, darunter namentlich die vier Evangelien und die paulinischen Briefe. Nur einige wenige, minder bedeutende Schriften, wie der zweite Brief Petri, der zweite und dritte Brief Johannis und der Brief Judä, hatten sich im Lauf des ersten Jahrhunderts noch nicht in allen Theilen der Kirche verbreitet, fanden sich daher nicht in den Verzeichnissen aller Landeskirchen, und wurden deshalb als „widersprochene Bücher" von den allgemein angenommenen unterschieden. So gewissenhaft und sorgfältig verfuhr die christliche Kirche. Die syrische Kirche hatte einen angeblichen Brief, welchen der Herr Jesus selbst an einen König Abgar von Edessa geschrieben haben sollte; der Kirchenhistoriker Eusebius im vierten Jahrhundert theilt zwar den Text dieses Briefes als Curiosität mit; aber nie ist es einer Kirche — auch der syrischen nicht — eingefallen, diesen Brief unter die heiligen oder wie man sie nannte: kanonischen Schriften aufzunehmen. Vor untergeschobenen Schriften wurde vielmehr wiederholt und nachdruckvoll gewarnt. Der Kirchenvater Tertullian erzählt von einem Geistlichen in Asien, der eine Art Roman über den Apostel Paulus dichtete, und zwar in einer Form, als habe Paulus selbst diese Erzählung verabfaßt. Er wurde vor die Synode gefordert, und obgleich er sich damit hinauszureden suchte, er habe diesen frommen Betrug zu Ehren des Apostels sich erlaubt, so wurde er doch

unnachsichtlich abgesezt. So, meine Herren, stand es mit dem vermeintlichen Priesterbetrug und mit der Unterschiebung heiliger Schriften in der Kirche des zweiten und dritten Jahrhunderts."

„Sie scheinen Theologe von Fach zu sein", bemerkte der jüngere Herr; „Sie sprechen wie ein Professor. Sie plaidiren für Ihre Zunft, und wir sind in dem Nachtheil, Ihre Behauptungen nicht controliren zu können."

„Ich habe Ihnen keinen Anlaß gegeben, meine Qualität als Ehrenmann in Zweifel zu ziehen", versezte der Zürcher, und wendete sich mit Würde von dem Gegner ab.

„Aber wenn die Bibel wirklich echt wäre", wandte sich Montclair an den Beleidigten, „und wenn die Evangelien von Aposteln und Augenzeugen geschrieben wären, so würde damit eine fast zwingende Nothwendigkeit gegeben sein, die darin erzählten Wunder für wirklich und geschichtlich zu halten. Dazu werde ich mich aber nie und nimmermehr verstehen. Was gegen die Naturgeseze ist, ist unvernünftig, sinnlos, unmöglich. Ich bezweifle durchaus nicht, daß die Belege, die Sie uns mitgetheilt haben, sich in der Literatur wirklich finden; aber ist denn diese Literatur nun auch allseitig durchforscht? können nicht weitere Untersuchungen zu anderen Ergebnissen führen?"

„Und wenn die Evangelien echt wären", fiel der jüngere Fremde ein, „so läge darin noch kein Beweis für die Wirklichkeit jener Wunder. Die Verfasser jener Schriften waren selbst abergläubische Leute und in den Vorurtheilen ihrer Zeit befangen. Sie wurden getäuscht und täuschten sich selbst. Sie haben ganz Recht", sezte

er, zu Montclair sich wendend, hinzu, „Wunder sind unmöglich, dieser Saz muß vor aller Untersuchung feststehen, und die Untersuchung muß so geführt werden, daß jeder Weg, der auf die Annahme von Wundern führen könnte, geflissentlich vermieden wird."

„Das wäre ja ganz außerordentlich unparteiisch und wissenschaftlich!" bemerkte der Zürcher. Aber der Redende achtete nicht darauf, sondern fuhr fort: „Nur unter folgender Bedingung würde ich ein Wunder als solches anerkennen. Vor allem müßte eine aus Physiologen, Physikern, Chemikern und Meistern der historischen Kritik bestehende Commission niedergesezt werden. Diese Commission müßte das Local auswählen, wo das Wunder, z. B. eine Todtenerweckung vor sich gehen sollte; sie müßte alle möglichen Vorsichtsmaßregeln treffen, um jeden Betrug zu verhüten, vor allem aber den Leichnam genau untersuchen und den wirklich erfolgten Tod constatiren. Würde unter diesen Umständen die Auferweckung vor sich gehen, so würde eine der Gewißheit nahe Wahrscheinlichkeit gewonnen sein — —"

„Sehr bescheiden!" sprach der Zürcher; „nur würde ich mir erlauben, einen solchen Gott, der unter so entwürdigenden Umständen sich zu einer Offenbarung seiner Allmacht herbeiließe, nicht mehr für Gott halten zu können."

„Da aber", fuhr der Fremde, abermals ohne auf den Zürcher zu achten, fort, „da aber ein Experiment sich immer muß wiederholen können, so muß der Wunderthäter aufgefordert werden, seine Auferweckung auch noch an einem zweiten Cadaver in andrer Umgebung zu wiederholen."

„Sie sehen", sagte der Zürcher zu Montclair, „daß dieser Herr Sie zum Besten hat. Wenn seine Forde-

rungen berechtigt wären, und Erfüllung fänden, so würde es sich ja eben um keine wunderbare Handlung, sondern, wie er selbst sagt, um ein Experiment, d. h. um die Anwendung eines allezeit wirkenden Naturgesezes, handeln. Dieser Herr hebt den Begriff des Wunders, den er zum Schein in den Mund nimmt, sogleich selbst wieder auf. Er sagt: ich würde ein Wunder nur dann als wirklich geschehen gelten lassen, wenn es eben kein Wunder sondern ein physikalisches Experiment wäre."

„Und was ist denn Ihr Begriff des Wunders?" fragte Alfons.

„Wunder ist ein Akt der göttlichen Allmacht, welche zum Zwecke des Heiles der Menschen in einem von ihrer Weisheit ausersehenen Augenblick in diejenigen niederen Kräfte, die in der Natur wirken, höhere schöpferische Kräfte einer höhern Naturordnung eingreifen läßt."

„Einer höhern Naturordnung?" fragte Alfons zweifelhaft.

„Einer höheren als dieser durch die Sünde des menschlichen Geschlechtes gestörten Natur."

Der jüngere Fremde lachte.

„Ich weiß es recht wohl", sagte der Zürcher, „daß meine Argumente Sie nicht überzeugen werden, so lange Ihr Herz der göttlichen Wahrheit widerstrebt. Es gibt nur Ein Wunder, und das ist Christus, der Sündlose, Heilige in einer Welt voll Sündern, die fleischgewordene ewig-persönliche Liebe in einer Welt voll Selbstsucht. Dies Wunder ist bezeugt, wie nur immer ein Wunder bezeugt sein kann. Die Echtheit des Römerbriefs und der Corintherbriefe ist so sicher bezeugt, daß noch kein Mensch dieselbe zu bezweifeln gewagt hat, und in diesen Corintherbriefen beruft sich Paulus auf das Zeugnis von

mehr denn fünfhundert Brüdern, welche miteinander den Auferstandenen gesehen haben, und von denen viele, als er schrieb, noch lebten."

„Sie sahen ihn in einer Vision, in einem Traumgesicht", warf der Fremde ein.

„Wie können fünfhundert Menschen mit einander Ein Traumgesicht haben? Eine Vision ist ja etwas subjectives, individuelles. Was Fünfhundert zugleich sehen, das ist objective Wirklichkeit."

„Und das ist also das einzige Wunder, das Sie gelten lassen?" sagte Alfons.

„Das habe ich keineswegs gesagt", erwiderte der Zürcher. „Sondern das ist meine Meinung, daß die Menschwerdung Jesu Christi und seine Todesüberwindung die Wurzel aller andern Wunder ist, daß mit andern Worten alle andern Wunder nur einzelne Strahlen dieser Sonne — der Ueberwindung der Sünde und des Todes — sind."

„Und bei diesen schwärmerischen Ansichten fühlen Sie sich glücklich?" fragte Minna.

„Ich habe, was ich Ihnen herzlich wünschen möchte: Frieden mit Gott und darum Frieden in mir selbst. — Glauben Sie mir: wenn Sie das Wunder leugnen, so leugnen Sie auch, vielleicht ohne sich darüber klar zu sein, die Unsterblichkeit, und wer diese nicht glaubt, der ist ohne Hoffnung und darum ohne Frieden."

„So wäre die Unsterblichkeit selbst nur durch ein Wunder erklärlich", versezte Minna.

„Nein", sagte der Zürcher, „sie gehört zur Natur des Menschen; sie bildet dessen höhere wahre Natur. Aber sie wurzelt in demselben Verhältnis eines persönlichen lebendigen Gottes zu dem persönlichen Menschen,

in welchem das Wunder wurzelt. Wer Gott nicht als den lebendigen, persönlichen, allmächtigen, über seinem Geschöpf stehenden Schöpfer erkennt, der erkennt auch sich selbst nicht als ein zu ewiger persönlicher Gemeinschaft mit ihm erschaffenes Wesen."

Es traten andre Gäste ein; das Gespräch wurde abgebrochen. Man sezte sich zur Abendtafel. Alfons war nachdenklich. „Was er von schöpferischen Kräften gesagt, die in die jezt bestehende Naturordnung eingreifen können, ist am Ende so unsinnig nicht", dachte Alfons bei sich selbst; „wissen wir doch, wie bei der Entstehung dieser Erde und der Naturreiche wirklich dieser Unterschied zwischen Perioden ruhigen Fortbestehens und Katastrophen neuer schöpferischer Impulse eingetreten ist."

Die allgemeine Unterhaltung wandte sich bald wieder auf den Tell, dessen Geschichte zu bezweifeln die große Mehrzahl der Gäste für Thorheit hielt. Der junge Fremde, der nicht deutsch sprach, und wenig deutsch verstand, konnte — und Alfons wollte nicht widersprechen. Der leztere ließ sich lieber von den Felsenufern zwischen Brunnen und Flüelen erzählen; Minna empfand eine große Begierde, diesen Theil des Sees zu sehen, und so verabredete Montclair mit dem jungen Fremden, daß sie am folgenden Morgen ein Boot nehmen und nach Flüelen hinauffahren wollten. Tags darauf wolle man sich Altdorf und Bürglen besehen, und am dritten Tage wieder umkehren.

In unsrer jezigen Zeit würde man ohne Zweifel die Reise über die Gotthardstraße, Furka und Grimsel bis ins Berner Oberland fortgesezt haben; im Jahre 1780 aber dachten kaum Herren, geschweige Damen an ein so waghalsiges Unternehmen. Führte doch auf den

Gotthard statt einer bequemen fahrbaren Straße damals ein bloßer Saumpfad, und von einem Furkahotel war vollends noch gar keine Rede! Man sprach damals im übrigen Europa von der Schweiz als von dem gefährlichen Lande der Abgründe und Lawinen, nicht als von dem Lande der Vergnügungsreisen.

Als die drei Reisenden — der Fremde hatte sich als einen Herrn d'Orlon aus Dijon zu erkennen gegeben — den andern Morgen sich einschifften, stand der Herr aus Zürich am Ufer. „Ich habe seinen Namen in Erfahrung gebracht", flüsterte d'Orlon im Vorbeigehen dem Ehepaar zu, „es ist der bekannte Schwärmer Lavater;" dann aber wandte er sich zu Lavater selbst mit den Worten: „Wollten Sie nicht die Güte haben, uns einen Ihrer berühmten Seestürme auf den Hals zu schicken. Da Sie mit dem persönlichen Gott in so naher Connexion stehen, so muß Ihnen das ein Leichtes sein, und ich werde dann gewiß eher an Wunder glauben."

„Wehe Ihnen, wenn Gott Sie in Ihrem Leichtsinn dahinraffte!" rief Lavater ernst dem ins Schiff steigenden nach.

Es war eine lustige Fahrt. D'Orlon machte sich in unerschöpflichen Späßen über den reformirten Pfaffen lustig; in Alfons war auch jeder Eindruck von gestern Abend verwischt, sobald er gehört hatte, daß es der bekannte Schwärmer Lavater sei; denn daß man diesem nicht beizupflichten habe, verstand sich ja von selbst. Minna stimmte aus vollem Herzen in diese Spässe mit ein. Was er zu ihr vom Frieden der Seele und von der Hoffnung gesagt hatte, das hatte zu tief eine wunde Stelle getroffen, als daß sie nicht mit Gewalt diesen unangenehmen Eindruck hätte auf die Seite schieben sollen.

Der hübsche d'Orlon war seinerseits von dieser muntern Laune der allerliebsten jungen Frau entzückt; in sprudelndem Muthwillen sagte er ihr die unbescheidensten Artigkeiten; er sprach z. B. sein Bedauern aus, daß sie schon verheirathet sei; er sei nun der unglücklichste Mensch, da er zärtlich für sie empfinde. Montclair lachte anfangs darüber; als aber d'Orlon in dieser Comödie fortfuhr, als er sich zu Minna hinübersezte und ihre Hand gefaßt hielt, und als auch Minna in ihrem Muthwillen auf den Scherz einging, da wurde Alfons böse, und warf seiner Frau unmuthige verweisende Blicke zu. „Er ist eifersüchtig", sagte d'Orlon. „Welche Schmach für einen Mann! Sind so die Deutschen? In Frankreich würde ein Mann sich unwiderruflich und für alle Zeiten lächerlich machen, wenn er seiner Frau ein kleines Privatvergnügen verübeln wollte." — „Dann bin ich froh, in Deutschland zu leben", sagte Montclair mit einem sehr bestimmten Tone. „Seine Eifersucht steigt", scherzte d'Orlon. „Laßt sehen, wie weit wir ihn treiben." Und damit legte er seinen Arm um Minnas Schulter. Diese entzog sich ihm, aber indem sie unter hellem Lachen sprach: „Sie werden es schon so weit bringen, daß er Sie in seinem Zorn aus dem Schiffe wirft!" Montclair hielt sein zürnendes Auge auf Minna geheftet. „Du weißt", sprach er, „daß diese Art muthwilligen Uebermuthes mir unausstehlich ist und zu nichts gutem führt. Erinnre dich der Tage, als Junot bei uns war."

Minna nahm sich ein wenig zusammen. Auch die Umgebungen zogen jezt die Aufmerksamkeit mehr und mehr auf sich. Ein frischer Wind blähte das Segel; die Schifferknechte halfen tüchtig mit Rudern nach; so fuhr das kleine Boot wie ein Pfeil über die lauchgrüne

Fluth dahin. Der Küßnachter Busen des Sees verschwand hinter dem Rigi; das malerische Dorf Wäggis am Fuße des Berges luegte aus einem Walde von Nuß- und Obstbäumen hervor; die Stanzer Berge traten näher; durch eine Verengerung des Sees fuhr das Boot in das weite Becken von Buochs hinein. Zur Linken hing die von der Eidgenossenschaft unabhängige Zwergrepublik Gersau, von prächtigen Nußbäumen beschattet, am steilen Abhang der Rigi-Scheideck; rechts lag das freundliche Beckenried friedlich und heiter am Fuße des Buochserhorns. Hier legte das Boot an; hier wurde Mittag gemacht.

D'Orlon bot Minna seinen Arm, sie in den Gasthof zu führen; der alte Muthwille begann von neuem, und je mehr Montclair misgelaunt wurde, um so übermüthiger neckte ihn Minna. Er hielt es am Ende fürs Beste, seine Misstimmung nicht so offen kund zu geben, ärgerte sich aber desto mehr im Stillen. Als sie nach anderthalb Stunden das Boot wieder bestiegen, sagte ein Beckenrieder Schiffer zu den Schifferknechten Montclairs: „J'ach mien' öppe, ihr wärit wüschts Wätter überchon; der Luft chunnt über Sällisberk übere; en Blahscht cha's allwäg gä." *) Alfons verstand so wenig als Minna Schwyzerdütsch, und wußte nicht, was der Mann meine.

Die Schifferknechte sahen, während sie in den See hinausfuhren, bedenklich nach den Bergen empor, und schüttelten die Köpfe. Die Reisegesellschaft fuhr in ihrer muthwilligen Lustigkeit fort, und da Minna ihren Gatten nicht länger ärgern mochte, so lenkte sie zu Scherzen all-

---

*) Wörtlich: Ich meine etwa, ihr werdet wüstes Wetter überkommen; der Luft (Wind) kommt über Selisberg herüber; einen Blaast (leichten Sturm ohne Gewitter) kann's allweg geben.

gemeiner Art über, bei welchen derselbe mitlachen konnte. Einmal sprang sie auf, und fiel ihm um den Hals, so daß das Boot in heftiges Schwanken gerieth, und dies gefiel ihr so wohl, daß sie hernach noch eine Zeit lang das Boot zu schaukeln fortfuhr. „La'nt des sy!“ rief der Ruderknecht, der das Steuer führte, „wö'nd er versufe?“ Minna hörte zu schaukeln auf, aber nicht so das Boot. Erst jezt bemerkten sie, daß der See ziemliche Wellen schlug. „O das ist prächtig!“ rief Minna. „Voila la fameuse tempête!“ sagte d'Orlon spöttisch. Montclair's und Minna's Blicke richteten sich jezt erstaunt nach Süden; man war um die Selisberger Ecke gefahren; das von tausend Fuß hohen senkrechten Felsenwänden umgebene obere Becken des Sees lag offen da, und dorther wälzten sich, ohne daß man einen Windzug im Gesichte spürte, die Wellen. Die Luft war außerordentlich weich und warm; der unbewölkte Himmel hüllte sich in einen bleigrauen Duft, aus welchem der kecke Gipfel der Frohnalp, und hinten in der Tiefe die steile Schneepyramide des Pristenstocks so deutlich und so nah herunterschauten, als ob man sie mit Händen greifen könnte, während zur Linken bei Brunnen sich der reizende Blick auf den Flecken Schwyz öffnete, hinter welchem die beiden Haken trozig in die Lüfte ragten. „Es gi't en Sturm!“ sagte der Steuermann; wir mü'nd z' Brunnen a' lägge!“ — „Was Sturm!“ rief Alfons. „Wir fahren nach Flüelen.“ Der Schiffer machte Einwendungen, und brachte Gründe vor, von denen Alfons kein Wort verstand. „Dort fährt ein noch viel kleineres Fahrzeug, als unser Boot“, sagte der leztere. In der That ruderte ein kleiner Nachen von Brunnen her auf das Boot zu. In dem Nachen befand sich außer einem Schifferburschen

niemand, als eine Bauernfrau. Sie sah blass und abgehärmt aus, blickte trostlos auf die Wellen und rang die Hände. „Wö'nd ihrs unternemme, nach Flüele z' rudern bi dem Föhn, so nemmet um Gott's wille das Frueli mit", rief der Bursche den Schiffern Montclair's zu; „sie hat e chranks Chind, und isch bim Doctor in Schwyz gsy, und b'langet heim." — „Sie cha allwäg i'stiege", antwortete der Steuermann; „wir wö'nd seh, wiwit wer cho!" Die Frau stieg ein, setzte sich am Schnabel des Bootes nieder, und saß mit gefalteten Händen, die Lippen bewegend, als ob sie betete. Die drei Reisenden kümmerten sich nicht um sie, sondern fuhren in ihrer ausgelassenen Lustigkeit fort. Wenn eine höhere Welle dem Boot einen Stoß gab, daß es schräg zu liegen kam, so jauchzte Minna vor Freuden. D'Orlon aber fing wieder an: „Voici la fameuse tempête de notre pieux prophète", und scherzte darüber, wie sie nun nächstens Schiffbruch leiden würden. „Sie, Frau v Montclair", sprach er, „haben nichts zu fürchten, denn ich kann schwimmen. Ihr Herr Gemahl mag sehen, wie er zurecht kommt!"

Hinter der westlichen Bergwand erschien der Gletschersattel des Urirothstocks, aber nur zur Hälfte; wie ein finstrer Qualm brodelte es da oben aus einer Schlucht hervor, und rasch war der ganze Gletscher von einer schwarzen Wolke eingehüllt. „Ah, c'est le mont Sinai", spottete d'Orlon, „Dieu va donner ses commandements; prenez-y-garde." Der Bootsmann erklärte, es ziehe ein Gewitter auf; er könne nicht weiterfahren; er müsse nach Brunnen zurück. Die blasse Bauernfrau schaute mit gerungenen Händen zu dem Schiffer empor, und fragte: „Cha's jo wäger nit sy?"

Als aber die Schiffer dies verneinten, zu rudern aufhörten, und das Steuer zu wenden begannen, um das Schiff rückwärts zu lenken, da donnerte Montclair: „Ins Teufels Namen, fahrt weiter.“ „Bi mi Lebtag in Gotts Name gefahren“, antwortete der Schiffer, „ischts üch nit rächt, so stieget us!“ Er hatte aber kaum dies Wort vollendet, als plözlich ein Sturm wie eine Windsbraut in die Felsenkluft herniedertobte, an den Felsenwänden sich brach, in Wirbeln auf das Wasser niederfuhr, und die Wogen mit einer Gewalt peitschte, daß der Gischt haushoch in die Höhe sprizte. Der Schiffer hatte das Boot gewendet; aber der Wind, der sich in der Schlucht gefangen hatte, machte den Rückweg so unmöglich wie das Weiterkommen. Herüber und hinüberwirbelnd warf er das Boot bald rechts, bald links, bald drehte er es im Kreise. Und dabei stiegen die Wellen immer höher, wurden immer toller, immer wilder. Der eine Schiffer hatte alle Mühe, das von allen Seiten einsprizende Wasser wieder auszuschöpfen; der andre nebst dem Steuermann arbeiteten an den Rudern mit Riesenstärke, um das Schiff über Bord zu halten. Die Lustigkeit und der Muthwille hatten plözlich aufgehört. Minna saß todtenbleich; Montclair wagte nicht zu athmen; d'Orlon ballte die Faust gegen den Himmel, und murmelte: „Maudit foudroyant! — —“ „Um Gotteswillen!“ stammelte Minna, „keinen Frevel!“ — „Pah!“ grinste d'Orlon, und stieß abscheuliche Flüche gegen den Pfaffen aus, der mit verfluchten Teufelskünsten das Boot behext habe. Denn wo der Unglaube nicht Stich hält und kein Glaube da ist, da stellt sich sicher der Aberglaube ein. — „Brulez cet infame!“ schrie er,

und stieß dann wilde Lästerungen aus. — Die Bauernfrau betete still vor sich hin.

Wohl eine Viertelstunde mochte der Kampf mit den Wellen gedauert haben; die Felsenwände schienen um das Schiff herumzutanzen, daß Minna Hören und Sehen verging. „Jezt helf uns Gott!“ schrie der Steuermann, „wenn Rettung isch, so isch sie däät (dort) am Grütli.“ Und nun begann er sammt den Knechten mit Löwenkraft das Boot nach einer steilen Matte zu rudern, der einzigen Stelle, wo der See nicht von senkrechten Wänden eingeschlossen war. Von der Rechten und der Linken stürmten wilde Fluthen herbei, von oben rauschte der Regen; aber die Schiffer hielten Kurs; das Boot füllte sich mehr und mehr mit Wasser, doch die Matte war nur mehr wenige Schritte entfernt. Jezt rollte eine große Welle hinter dem Boote her; ein entsezlicher Stoß erfolgte; das Boot war am Felsen zerschellt; aber der eine der Schiffer hatte Minna, der andre die Bauernfrau um den Leib gefaßt. Die Welle hatte das Boot bis über den untersten Felsenabsaz der Matte gehoben; die Schiffer konnten Fuß fassen, sie trugen die ohnmächtigen Frauen vollends hinan auf die Matte. Auch Montclair suchte den Felsen zu fassen; es gelang ihm nicht; er kämpfte mit den Wellen, er schrie um Hülfe. Der dritte Schiffer, der auch im Wasser lag, schwamm hinzu, und half ihm aufs Land.

Eine unverschlossene Hütte, welche einen Quell überdacht, gab den Unglücklichen ein armseliges Obdach. Die Bäuerin kam rasch zu sich; länger dauerte es, bis Minna ins Leben zurückkehrte. Erst jezt sah sich Montclair nach d'Orlon um, und rief seinen Namen. Ein fürchterlicher Donnerschlag war die einzige Antwort, die er

erhielt. Kein d'Orlon war zu sehen; er lag mit seinen Flüchen und Lästerungen im See begraben.

Minna schauderte. Die Bauernfrau aber jammerte laut um ihr todtkrankes Kind, dem sie nun die Arzenei nicht bringen könne. Da fuhr es Minna wie ein Stich ins Herz: „Wenn Moriz krank wäre!" Leichtfertiges Weib, rief sie sich selber in Gedanken zu, in wilder Lustigkeit fährst du in der Welt herum, und denkst nicht an dein Kind! „Gott! Erbarme dich meines Kindes! nimm du 's in deine Obhut!" seufzte sie dann, indem sie still die Hände faltete. Und dann weinte sie. — Alfons besprach sich gerade mit den Schiffern. Es war Minna lieb, daß er ihre gefalteten Hände nicht sah. Sie würde sich genirt haben, vor seinen Augen zu beten. Aber beten mußte sie.

Montclair berieth sich mit den Schiffern, was zu thun sei, um von diesem entsezlichen Orte gerettet zu werden. Es war das Grütli, dieselbe Matte, wo die Männer von Schwyz, Uri und Unterwalden heimlich getagt und die Erhebung gegen Oesterreich beschlossen haben sollen. Und doch, es war ein entsezlicher Ort. Eine kleine schräggeneigte Wiese; hinter ihr die himmelhohen Felswände, unter ihr der tobende See; um sie her der Regen und der Sturm und die züngelnden Blize und prasselnden Donnerschläge. Und auf ihr keine Labung, keine Erquickung, keine Speise; nichts als das Wasser der Quelle! Den Pfad nach Selisberg emporzuklimmen, erklärten die Schiffer während des Unwetters für unmöglich. So mußte man in Ergebung warten, bis gegen Abend das Gewitter sich verzog.

Kaum hatte der Sturm nachgelassen und der See sich zu beruhigen begonnen, so entdeckte Montclair ein

Segel, das von Flüelen her sich näherte. Es war ein Schiff. Als es bei der Matte vorbeifuhr, winkte man mit Tüchern und schrie, so laut man konnte. Auf dem Schiffe wurden diese Zeichen bemerkt; das Fahrzeug legte bei, und nahm die Schiffbrüchigen auf. In zwei Stunden gelangten sie nach Brunnen. Die arme blasse Bauernfrau traf auf dem Schiff eine Bekannte aus Flüelen, die ihr die Freudennachricht brachte, daß es in ihrer Abwesenheit mit ihrem Kinde sich gebessert habe. Sie pries laut Gott dafür.

Den nächsten Morgen reiste Montclair mit seiner Frau zu Lande über Lowerz und Küßnacht nach Luzern zurück, wo sie glücklicherweise ihre Koffer gelassen hatten. Sie ersezten den Schiffern das zerschellte Boot, gaben ihnen eine reiche Belohnung, und traten sofort am folgenden Tage die Rückreise nach Deutschland an.

Sechzehntes Kapitel.

Die Grubenfahrt.

Da drunten aber ist's fürchterlich.
Schiller.

Seit jener Stunde auf dem Grütli hatte Minna ein Geheimnis vor ihrem Manne. Sie betete. Das durfte er nicht erfahren. Er hätte es ihr verweisen, sie irre machen können. Und sie wollte sich nicht irre machen lassen. Jeden Abend, ehe sie einschlief, jeden Morgen, wenn sie erwachte, faltete sie die Hände und lispelte heimlich: „Gott, behüte mein Kind!" Weiter betete sie nichts. Sie kümmerte sich nicht weiter um Gott, als daß sie ihn als den allmächtig waltenden anerkannte, als den einzigen, der vernichten oder retten könne. Es war wirklich ein Stück Aberglaube in der Art, wie sie ihre Stoßseufzer zu ihm sandte; für sie war Gott nur dazu da, ihr Kind zu behüten. Aber daß er das thun werde, wenn sie darum bitte, das glaubte sie fest. Und der, der das glimmende Docht nicht auslöschen will, ließ sich zu ihrer Schwachheit herab, und erhörte ihr Gebet. In Straßburg angelangt, fand sie ihren Moriz wohlbehalten wieder; er war die ganze Zeit gesund gewesen. Sie nahm ihn empor, presste ihn an ihr Herz, und faltete die unter seinem Kleidchen verborgenen Hände,

und lispelte: „Gott sei Dank!“ Alfons durfte das alles nicht merken.

Ihren Mann betrachtete sie mit einem stillen Mistrauen. Je heiliger ihr ihr Geheimnis war, um so mehr fühlte sie sich durch eine Kluft von ihm getrennt, von dem sie überzeugt war, daß er ihre Gebete Aberglauben schelten würde. Darin täuschte sie sich. Ganz ohne Eindruck war das schreckliche Erlebnis auch an ihm nicht vorübergegangen. Aus der Nacht des Sturmes und der Todesangst war die ehrfurchtgebietende Gestalt Lavaters in seiner Erinnerung wieder hervorgetreten; er rief sich seine Worte ins Gedächtnis zurück; er hielt damit die Worte des verstorbenen katholischen Pfarrers zusammen, die derselbe an Morizens Tauftage geredet: er hielt damit die Säze zusammen, die er einstmals selbst gegen Herrn v. Ried vertheidigt hatte; und er mußte sich gestehen: was diese Männer sagen, läßt sich hören; ihre Ansicht hat einiges für sich. Dann sträubte sich aber wieder sein Denkerstolz gegen den Gedanken an eine Möglichkeit des Wunders; die einmal eingefleischte Anschauung von der Naturordnung als einer unabänderlich nothwendigen richtete sich mit aller Macht in ihm empor; hartnäckig wies er die entgegengesezte Anschauung von sich ab.

Wiederum drängte sie sich ihm auf; an d'Orlon's frevelhafte Lästerungen und schauerliches Ende konnte er nicht ohne Grausen denken. „Sein Ende mag Zufall gewesen sein“, dachte er; „aber in seinen Lästerungen sprach sich bitterer, grimmiger Haß gegen Gott aus. Kann man ein Wesen, an dessen Existenz man nicht glaubt, von dessen Nichtsein man überzeugt ist, hassen?“

So kämpfte er in seinem Innern, und weil er zu

keinem Ergebnis kommen konnte, so schwieg er über diese Kämpfe, und mied jedes Gespräch über religiöse Fragen. Aber er nahm sich vor, nach seiner Heimkehr diese Fragen zum Gegenstand eines ernsten Studiums zu machen.

Er suchte Ried auf, nicht um mit ihm zu disputiren, sondern um ihn zu fragen, ob er kein Buch kenne, in welchem alle Beweise gegen die Unsterblichkeit und gegen die Existenz eines persönlichen Gottes bündig zusammengetragen seien. Ein solches Buch wollte er, ganz für sich allein, sorgfältig durchstudiren, diese Beweise aufs schärfste prüfen, und zusehen, ob diese Beweisführung sich widerlegen lasse.

Ried empfahl ihm Condillac's système de la nature als das ausgezeichnetste Werk dieser Art. Jedoch besaß er es nicht selbst. Montclair mußte es sich daher erst durch einen Straßburger Buchhändler aus Paris verschreiben lassen, und darüber verging Zeit.

Uebrigens war ihm an Ried eine gewisse seltsame Zerstreutheit aufgefallen. Er hatte bei dem Gespräch, das er mit ihm führte, seine Gedanken wo anders; er fragte ihn nicht einmal, wie es ihm auf seiner Reise ergangen und wie weit er dieselbe ausgedehnt habe.

Als Ried nach wenigen Tagen seinen Gegenbesuch machte, trat diese Erscheinung noch auffallender an den Tag. Minna, welche beim Anblick Ried's zitterte, beschränkte sich auf die unerläßlichsten Höflichkeiten, und machte sich in der Küche zu thun, und da betete sie leise: „Gott! Behüte meinen Mann vor ihm!“ Montclair blieb also mit Ried allein im Zimmer. Sie saßen neben einander auf dem Sopha; Montclair begann, über seine Reise zu reden. Eine Frage, die er an Ried richtete, blieb unbeantwortet. Er wartete einige Secunden auf eine

Erwiderung; Ried saß da, starr in einen Winkel schauend und offenbar in angestrengtes Nachdenken versunken. Montclair beobachtete ihn ruhig. So vergingen volle fünf Minuten, ohne daß Ried die Pause auch nur bemerkt hätte. Zuletzt bewegte er die Lippen, als ob er leise mit sich selbst rede.

„Was beschäftigt Ihre Gedanken?" fragte endlich Montclair. „Nichts! nichts!" rief Ried, indem er erschreckt aus seinem Sinnen auffuhr. Er nahm sich nun besser zusammen; aber er verabschiedete sich frühzeitig und fuhr heim.

Einige Wochen ließ er nichts von sich hören. Montclair suchte ihn wieder einmal auf, und fand ihn so zerstreut, und versunken, wie das vorige mal. Er drang in ihn: „Sie haben eine Sorge, die Sie drückt! Offenbaren Sie sich mir! Vielleicht kann ich Ihnen helfen." Ried beantwortete diese Frage mit einem überlegenen Lächeln „Es ist ein wissenschaftliches Problem", sagte er, „das all meine Gedanken in Anspruch nimmt. Haben Sie nur noch eine kleine Zeit mit mir Geduld. Ich bin der Lösung nahe. In kurzem werden Sie den Namen Ihres Freundes unter denen der ersten Denker Europas nennen hören." Montclair wollte ihn nicht lange stören, und empfahl sich bei Zeiten.

Nur wenige Tage darauf wurde er durch die Nachricht erschreckt, daß Herr v. Ried wahnsinnig geworden und in eine Irrenanstalt gebracht worden sei. Bei der Durchsuchung seiner Papiere, zu welcher Montclair beigezogen wurde, ergab sich, daß ein mathematisches Problem, für welches bis auf den heutigen Tag eine Lösung noch nicht gefunden worden und nach der Ueberzeugung großer Mathematiker auch nie gefunden werden kann,

ihn Tag und Nacht beschäftigt hatte. Stehend und gehend dachte er an nichts andres, rechnete er, und vollzog, wenn er kein Papier zur Hand hatte, im Kopf die complicirtesten Operationen; ganze Stöße Papier fanden sich voll dieses Gegenstandes; die zuletzt geschriebenen Bögen zeigten schon eine wilde Confusion. Denn die Anstrengung zusammt der leidenschaftlichen Erregtheit über das Mislingen hatten sein psychisches Leben zerrüttet. Die Bewirthschaftung seines Gutes hatte er schon seit dem Tode seiner Frau gänzlich vernachlässigt, hatte sich von unredlichen Menschen und Schwindlern um große Summen betrügen lassen, und stand so schlecht, daß das vorhandene Vermögen kaum hinreichte, das Kostgeld in der Irrenanstalt für ihn zu decken. Bei dem damaligen kläglichen Stande der Psychiatrie war es nicht zu verwundern, daß er nicht geheilt wurde. Er starb nach wenigen Jahren in einem Zustande völligen Blödsinns.

Um die nämliche Zeit schien es auch im Fichtelgebirg mit dem alten Feilenhauer zu „rappeln", wie man's zu nennen pflegt. Auf den Wanderungen, die er als Kesselflicker machte, versäumte er nie, im Vorüberkommen sich nach seinem Enkelchen umzusehen. Das Kind gedieh, der Alte hatte seine Freude daran; und von der ungeladenen Flinte war keine Rede mehr. Seit der kleine Wenzel aber ein wenig plaudern konnte, bemerkten die Pflegeeltern mit Misfallen, wie der Großvater, wenn er kam, dem Kinde das tollste Zeug von Zauberei, Kartenschlagen, Wünschelruthen u. dgl. vorerzählte. „Jetzt schadet's noch nicht", sagte Paul zu Anna, „der Kleine versteht noch kein Wort davon. Aber wenn er größer wird, so werden wir mit dem Alten eine schöne Plage bekommen. Wir suchen das Kind in christlicher Einfalt

zu erziehen, und er sezt ihm den verrücktesten Aberglauben in den Kopf." Diese Besorgnis stieg, als der Feilenhauer wieder einmal vorsprach. Er sprach davon, daß er, wenn er wiederkomme, den Knaben abholen und mit sich nehmen werde; er erzählte dem Kleinen das verworrenste Zeug: die Schnur an der Ranzentasche seines Urgroßvaters sei von einer Ratte durchnagt und die Geister seien alle ausgekommen; nun müsse er fort, weit fort, sie wieder einzufangen; er sprach über das Kind verschiedene Zauberformeln, nahm mit Bewegung von ihm Abschied und verließ, ohne Paul und Anna zu grüßen, das Forsthaus. „Der Mann scheint wirklich verrückt zu sein", sagte Anna. „Was werden wir da noch erleben? Gib Acht, er wird uns mit Gewalt das Kind abverlangen. Aber darauf lassen wir uns nicht ein." „Wenn Vorstellungen nichts vermögen", erwiderte Paul, „so werden wir nicht viel machen können. Ein Recht haben wir nicht, ihm seinen Enkel vorzuenthalten." Anna war schwer bekümmert; aber diese Bekümmernis erwies sich als unbegründet. Es verging eine lange Zeit, es vergingen Wochen, ohne daß der Alte sich wieder blicken ließ. Paul erkundigte sich in Zell nach ihm. Auch dort hatte ihn niemand gesehen. Er hatte eine seiner Wanderungen angetreten, und war noch nicht zurück. Monate, — Jahre vergingen, und der Feilenhauer kam nicht wieder. — Paul und Anna war ein Stein vom Herzen.

Auch Minna war durch Rieds Entfernung ein Stein vom Herzen. Sie ahnte nicht, daß Condillac's System der Natur bereits auf ihres Gatten Arbeitstische lag.

Eines Tages war sie an ihrem Schreibepult mit Ordnen von Papieren beschäftigt; der kleine Moriz war

neben ihr auf einen Schemel geklettert, stand, von ihrem Arm umfangen und gehalten, ihr zur Seite, und sah ihr zu. Auf einmal haschte er nach einem Gegenstand, der in der Schublade lag und seine Neugierde erregte. Es war ein Etui; er zupfte an dem Schloß herum, und rief plötzlich, als dasselbe aufgegangen war, ein lautes „Ah!“

„Großer Kreuzer! Kind schenken!“ sagte er, so gut er die Worte aussprechen konnte. Es war die Silbermünze, welche Beilmann ihm zum Andenken an seine Taufe geschenkt hatte.

„Der schöne Kreuzer gehört dir“, sagte Minna, „aber er ist kein Spielzeug. Ich werde dir ihn aufheben, und wenn du recht brav bist, darfst du ihn manchmal ansehen.“

„Mann! Papa!“ rief der Kleine, als er die Gestalt des die Kinder herzenden und segnenden Jesus eine Weile betrachtet hatte. Minna entfuhr unwillkürlich ein Seufzer; sie dachte an ihres Mannes frivole Gesinnungen, und es ging ihr ein Gedanke durch die Seele, als ob ihr Kind ja wirklich noch eines höheren und besseren Vaters, als seines irdischen, bedürfe. Es war ihr auch, als ob sich in diesem Menschenfreund Jesus die unsichtbare Vaterliebe Gottes verkörpert darstellte. Eine Thräne der Rührung trat in ihr Auge. „Papa lieb“, sagte der Kleine, und gab der Denkmünze einen Kuß.

Als Minna dieselbe wieder einschloß, kam ihr der Gedanke, daß sie doch einmal mit Frau Beilmann über das sprechen wolle, was ihr jezt so sehr am Herzen lag. Aber sie wußte nicht, was ihr Mann dazu sagen würde, wenn er es erführe, und verschob die Ausführung von einem Tage zum andern. Endlich faßte sie sich ein Herz,

ging, wie zufällig, in den Hof hinunter, als Frau Beilmann eben aus dem Küchengarten kam, und fing auch wirklich mit ihr zu plaudern an. Aber wie sie nun auf jenen Gegenstand überlenken wollte, da fand sie gar keinen Uebergang; sie wußte nicht, wie sie anfangen, was sie eigentlich sagen solle. So ging sie unverrichteter Dinge wieder hinauf; sie studirte sich nun eine Einleitung aus, aber als sie die Verwalterin wieder sah, war ihr die Kehle wie zugeschnürt, und sie fühlte sich wie von unsäglicher Angst beklommen.

Inzwischen trat ein Ereignis ein, welches dem ganzen Verhältnis zu Beilmann's eine andre Wendung gab.

Montclair hatte sich wirklich in das Studium Condillac's vertieft, und war dadurch in die heftigsten inneren Kämpfe gerathen. Um Widerlegung einzelner Säze — soviel sah er bald genug — konnte es sich hier nicht handeln. Er schaute vielmehr in dies ganze System wie in einen Abgrund hinein. Mit Ekel, mit Grauen sah er hinein. Er las auch die Schriften la Metrie's, auf welche Condillac sich öfter bezog, und sein Grauen wuchs. Hier wurde nicht bloß die Existenz eines lebendigen persönlichen Gottes, eines über sein Geschöpf erhabenen Schöpfers, der Gebete zu erhören vermag, auch nicht bloß die Unsterblichkeit der Seele bestritten und geleugnet; nein, hier wurde auch die Freiheit des menschlichen Willens, hier jegliches Gesez der Sittlichkeit, jeglicher Unterschied von gut und bös als Unsinn verhöhnt. Das Spiel und die Mischung der Säfte lasse den einen Menschen so, den andern anders handeln; niemand sei für die Thaten, die er begehe, verantwortlich; der Mensch, welcher seinen sinnlichen Begierden Zaum und Zügel

anlege, sei ein Narr; denn ein andres Leben, als dieses irdische, gebe es nicht. Es sei die Arglist der Tyrannen und ihrer Knechte, der Pfaffen, welche dem Volke den Wahn einer künftigen Welt vorspiegle, damit das dumme Volk um die Freuden und Genüsse dieses Erdenlebens sich williger betrügen lasse.

Da war nun aus der Leugnung der persönlichen Fortdauer die lezte nackte Consequenz gezogen. Montclairs Kopf brannte fieberheiß; entweder in diesen Abgrund hinunter, oder hinweg von seiner bisherigen Anschauung und hinauf zu Gott! Ein drittes blieb nicht übrig; hier mußte er wählen. Eine dunkle Stimme sagte ihm, daß das Gefühl des Unterschiedes von gut und bös dem Menschen angeboren sei. Es ist Täuschung, sagte la Mettrie. Es kann nicht Täuschung sein; ich müßte mich selbst verachten und verabscheuen, wenn ich aufhören wollte, auf jene Stimme zu achten, sagte Montclair. Dann fiel es ihm aber ein, daß ja Helvetius aus dem Egoismus ein ganzes System der Moral ableite. So ließe sich, dachte er, die Moral am Ende doch noch halten, als Klugheitslehre, wie man am besten das Leben genießen könne. Er wollte sich das glauben machen, aber jene innere Stimme sagte Nein. Es war ihm kurz zuvor eine Flugschrift in die Hände gefallen, in welcher die Vielweiberei der Türken sowie die Sitte der Chinesen, einen Theil der neugeborenen Kinder zu tödten, als nüzliche und für die Glückseligkeit der Menschen ersprießliche Einrichtungen waren vertheidigt worden. „Aus dem Egoismus", sagte Montclair zu sich selbst, „lassen beide Einrichtungen sich unschwer ableiten; aber ergreift mich nicht innerer Abscheu bei dem Gedanken, daß ich eine Haremswirthschaft führen, oder daß ich,

um der Uebervölkerung vorzubauen, mein Kind ermorden sollte?"

So kämpfte er mit sich selbst, und je ernstlicher er kämpfte, desto verdrießlicher und reizbarer wurde er. Das seltsame Betragen Minna's erhöhte seine Reizbarkeit; sie zeigte eine gewisse, ihm unerklärliche Verschlossenheit; gedrückt und ohne die sonstige muntre Lebhaftigkeit schlich sie umher wie eine stille Dulderin, während doch niemand ihr etwas in den Weg legte; zuweilen warf sie mitleidige, traurige Blicke auf ihn, die er sich nicht deuten konnte; am meisten verlezte es ihn, daß sie mit einer Art von Eifersucht das Kind für sich allein haben wollte, und beinahe ängstlich darein sah, wenn er den Kleinen auf den Schooß nahm und mit ihm plauderte. Sie hatte es nicht lassen können, dem Kinde ein einfaches Gebetchen zu lehren, das er beim Schlafengehen beten mußte; nun hütete sie mit einer gewissen Bangigkeit das Schlafzimmer, wenn sie ihn zu Bette brachte, daß der Vater nicht dazu komme, und dachte mit wahrer Angst an die Zeit, wenn bei dem Aelterwerden des Knaben die Sache an den Tag kommen würde.

Während nun Montclair's Mismuth und Gereiztheit wuchs, und sich auch in rauherem Benehmen gegen die Arbeiter und Bergknappen kund gab, goß der Verwalter Oel ins Feuer durch einzelne Bibelsprüche, welche er hin und wieder im Gespräch mit ihm anbrachte, und welche nicht undeutliche Anspielungen und Mahnungen zu christlicher Liebe und Sanftmuth enthielten. Montclair's Widerwille gegen den Verwalter stieg immer höher. „Sparen Sie Ihre Winkelpredigten dahin, wo man ihrer begehrt!" hatte er ihm bei einem dieser Fälle in barschem Tone zugerufen, und ihm so eben zornig

den Rücken gewandt, als ein Bergknappe athemlos herbeistürzte mit der Schreckensbotschaft, daß in dem Romansschacht der Steiger nebst drei Knappen durch ein schlagendes Wetter verschüttet worden sei. „Augenblicklich mein Pferd!" rief Montclair. „Ich werde selbst den Schacht befahren." „Ihr eignes Leben wollen Sie wagen?" stellte ihm der Verwalter dar. „Ja, das will ich", sagte Montclair, „Sie sehen, daß ich die Menschenliebe nicht erst von Ihnen zu lernen brauche. Sie bleiben hier auf der Hütte. Aber meiner Frau sagen Sie nichts von dem Vorfall, und am wenigsten, daß ich hingeritten bin." — „Wenn sie nun aber fragt?" — „So sagen Sie ihr, ich sei nach Schappach geritten." — „Gnädiger Herr, ich kann keine Unwahrheit sagen." — „Albernheiten! Ist eine Nothlüge eine Unwahrheit? Sie gehorchen, und thun, wie ich Ihnen gesagt!" Damit schwang er sich aufs Ross, und ritt ventre à terre davon. Der Verwalter versuchte ihm noch einige Vorstellungen nachzurufen; da dies vergeblich war, sagte er für sich: „Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen."

Das Geräusch war bis im Wohnhaus vernommen worden. Minna hörte die Hufschläge des Pferdes, öffnete das Fenster, und fragte, ob ihr Mann fortgeritten sei und wohin? — „Nach Schappach", antworteten ein paar Knechte; der Verwalter blieb im Hüttenwerk. „Warum so eilig?" fragte sie. „Wir wissen es nicht", antworteten die Knechte. Sie merkte aber, daß etwas nicht geheuer sei; sie sah, daß die Arbeiter die Köpfe zusammensteckten, daß ein paar Mägde die Hände über den Kopf zusammenschlugen. Da ließ sie den Verwalter rufen, und fragte ihn, was geschehen sei. Es sei ihm

verboten, es zu sagen, antwortete er. Sie befahl ihm, zu reden. Er erwiderte, er müsse dem Befehl seines Herrn gehorchen. „Es ist in einer Grube ein Unglück geschehen!“ rief sie. Er schwieg. „Dort sehe ich meinen Mann den Berg hinaufsprengen. Es ist im Romansschacht. Und er geht hin, und begibt sich in die Gefahr.“ — „Ich habe kein Wort gesagt“, sprach Beilmann. „Aber mein Mann hat gesagt, daß er zu Schacht fahren wolle? Sagen Sie Nein, wenn Sie können!“ Der Verwalter schwieg. Sie eilte hinab, ließ den leichten Wagen anspannen, und fuhr ihrem Manne nach.

Als sie auf der Grube ankam, war eben die Leiche des unglücklichen Steigers heraufgebracht worden. Ihr Mann war im Schacht. Sie begehrte, zu ihm hinunterzusteigen, seine Gefahr zu theilen. „Alle Gefahr ist vorüber“, sagte ein Knappe, „Sie, gnädige Frau, würden nur hindern. Und der Herr hat uns ein für allemal verboten = =“

In der That, Minna hatte in den ersten Wochen ihrer Ehe ein paarmal Lust geäußert, das Bergwerk zu befahren; ihr Mann hatte es ihr — damals noch in abergläubischer Rücksicht auf das Orakel der Kartenschlägerin — ausgeredet, und weil er ihre eigenmächtige Art zu handeln kannte, hatte er den Knappen verboten, ihr den Eintritt zu gestatten. Jezt, in der Aufregung, in der sie war, achtete sie keines Verbotes, sondern trat an den Schacht. Einem Knappen, der eben hinunter fuhr, sah sie zu, wie er auf dem Gestenge die Füße sezte; sie ergriff ein Grubenlicht, schwang sich ihm nach, und stieg auf dem Gestenge in die Tiefe hinab. Ihm folgend, gelangte sie glücklich in den ersten Stollen, wo eben ihr Mann mit einigen Knappen um einen der Ver-

unglückten, der noch lebte und nur ein Bein gebrochen hatte, beschäftigt war.

„Wer des Teufels führt denn dich hieher?" schrie Montclair heftig auf, als er sie erblickte. „Mußt du deine Nase überall haben? Siehst du nicht, daß du hier nur im Wege bist? Augenblicklich dorthin, woher du gekommen bist!"

Er rief diese Worte im höchsten Zorn. Der vermeintliche Ungehorsam Beilmann's war es hauptsächlich, der ihn zu solcher Heftigkeit gereizt hatte, aber Minna mußte es ausbaden. Sie war, wie man leicht denken kann, aufs tiefste verlezt und gekränkt, vor den Bergknappen so angefahren zu werden. Sie hatte auf der Zunge, sich zu entschuldigen, daß die Sorge um ihn sie getrieben habe, seine Gefahr zu theilen; aber bittrer Unmuth verschloß ihr den Mund. Zitternd vor Scham und Erregung schickte sie sich an, wieder zu Tag zu fahren. „Sie haben das Grubenlicht vergessen, gnädige Frau", rief ein Knappe ihr zu. Sie hörte nicht darauf. Ohne Licht stieg sie das Gestenge empor, sezte sich in den Wagen und fuhr heim.

Erst als sie sich dem Hofe näherte, fiel ihr ein, daß sie den Knaben allein gelassen hatte. Sie wollte sich trösten: er ist in Gottes Hut! und konnte es nicht. Als sie ankam, fand sie den Knaben im Hofe auf der Frau Beilmann Schooße sizend. Wie sie näher trat, sah sie, daß er eine große Schramme auf der Backe hatte. Er war, da er sich ohne Aufsicht sah, auf einen Stuhl geklettert und heruntergefallen. Auf sein Geschrei war Herr Beilmann, der im Hofe an dem Eingang des Hüttenwerks stand, hinaufgeeilt, und hatte den Weinenden aufgehoben und heruntergebracht.

Statt ihm zu danken, machte ihm Minna Vorwürfe, warum er nicht, da er sie doch habe forteilen sehen, auf den Knaben geachtet habe. Beilmann fühlte sich durch diese Vorwürfe tief in der Seele gekränkt, bezwang sich aber, und sagte mit Sanftmuth: „Gnädige Frau, als ich mit Ihnen droben im Vorzimmer sprach, war der Kleine nicht bei Ihnen. Ich glaubte daher, er sei bei Dorothee."

Minna wandte sich, und ließ ihn stehen, um Dorothee zu schelten. Diese war ebenso unschuldig. Sie war in den Gemüsgarten geschickt worden, ehe der Bote mit der Schreckensnachricht kam, und als sie wiederkam, war Frau v. Montclair längst fortgefahren und der Knabe hatte den Fall bereits gethan.

Montclair kam spät Abends zurück, und trat verlegen in die Stube; er hatte sich in Gedanken bereit gemacht, seiner Frau seine Heftigkeit abzubitten. Aber sie begegnete ihm mit einer solchen Eiseskälte, daß ihm das Wort auf der Zunge erstarb. Sie würdigte ihn keines Wortes, keines Blickes.

Da wurde auch er verbissen. Er ging ins andre Zimmer, wo Moriz schlief. Er beugte sich, schwerseufzend, auf den Knaben herab, und bemerkte die Schramme.

„Du hast Ursache, die Beleidigte zu spielen", sagte er, ins Wohnzimmer zurücktretend, kalt und trocken. Minna sagte gar nichts.

Den andern Morgen bekam der Verwalter eine schriftliche Kündigung von Herrn v. Montclair zugefertigt. In vier Wochen habe er seine Stelle zu verlassen. Sein Gehalt werde ihm für den Rest des Halbjahres ausgezahlt werden.

Er machte keine Gegenvorstellungen. „Es würde nichts helfen“, sagte er zu seiner Frau, „ich weiß, daß er schon lange mich nicht leiden kann; dieser Vorfall kam ihm als ein erwünschter Vorwand. Es ist des Herrn Wille. Er wird ein Plätzchen finden, wo ich mein Haupt hinlegen kann. Sein Name sei gelobet.“—

Siebzehntes Kapitel.

Trennungen.

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht.
Volkslied.

Der Ausbruch einer sündlichen Leidenschaft wirkt wie ein Gift, das vorhandene gute Keime wieder zerstört, und dem wider mächtige Versuchungen kämpfenden den Arm lähmt. Die erstere Wirkung war an Minna, die zweite an Montclair wahrzunehmen. Zwar kam es am Tag nach dem unglückseligen Vorfall zu Auseinandersetzungen zwischen beiden. Montclair forderte Minna auf, mit ihm nach Straßburg zu fahren; sie sagte, sie könne ihr Zimmer nicht mehr verlassen, sie sei beschimpft vor all ihren Untergebenen; er redete ihr dies aus; er gab zu, daß er heftig gewesen, aber nicht über sie, sondern über den Verwalter; Minna ließ sein Vorurtheil, als ob Beilmann ungehorsam gewesen und geplaudert habe, bestehen. So wurde nun beiderseits die Schuld auf einen unschuldigen Dritten abgeladen; Montclair erzählte überdies, daß er gestern, sogleich nachdem Minna den Stollen verlassen, vor den anwesenden Bergknappen sein Bedauern über seine Heftigkeit offen ausgesprochen und ihr damit eine Ehrenerklärung gegeben habe. Und so wurde denn ein halbweg leidlicher Zustand in der Ehe wiederhergestellt; nur war freilich alle Herzlichkeit und

Traulichkeit dahin; das Hagelwetter war vorüber, aber die Blüthe lag zerschlagen; die beiden Eheleute gingen neben einander her wie zwei kriegführende Mächte, welche Frieden geschlossen haben — die Spitäler liegen noch voll Verwundeter! Sie sprachen mit einander soviel, als nothwendig war; sie suchten einander nicht; eher mieden sie einander. Minna sagte sich im Stillen: „Ich bin unglücklich verheirathet.“ Alfons sagte sich im Stillen: „Dies unversöhnlich mürrische Weib liebt mich nicht.“

Unter dem Druck dieser im Hause herrschenden Schwüle verkümmerten die Anfänge des Umgangs mit Gott, welche in Minna vorhanden gewesen. Sie hatte keine Freudigkeit mehr zum Beten. Nur die einmal eingeführte Gewohnheit, ihren Moriz, wenn sie ihn schlafen legte, ein Verschen beten zu lassen, mochte sie nicht wieder abstellen; sie würde sich vor dem Kinde geschämt haben. Legte der Kleine doch ganz von selbst die Händchen zusammen, und sprach mit seiner sanften hellen Stimme: „Lieber Gott, mach mich fromm, daß ich zu dir in Himmel komm! Amen.“ — Wenn sie das hörte, fühlte auch sie wieder, daß sie einer Hülfe und Stüze von oben bedürfe; und es kamen Augenblicke, wo der Stoßseufzer: „O Gott, hilf mir!“ sich unwillkürlich ihren Lippen entrang. Der Keim war versengt, aber nicht völlig erstorben.

Weit schlimmer sah es in Montclair's Innerem aus. Der Sturm des Zornes, der in ihm ausgebrochen war, hatte eine dumpfe Gedrücktheit, eine Lethargie in ihm zurückgelassen, welche ihn unfähig und unlustig machte, gegen die Versuchungen, womit das System la Metrie's und Condillac's ihn zu umstricken suchte, zu kämpfen. „Welche Thorheit“, sprach er zu sich selbst, „sich seiner

Leidenschaften wegen zu verurtheilen! Als ob wir daran Schuld wären! Von außen kommt der Anlaß zum Zorn; das Blut fließt in dem Einen rascher, in dem Andern träger; in dem Ersteren wird es stärker aufwallen." — „Ist es denn wirklich vernünftig", fragte er sich ein andres Mal, „durch das Band der Ehe zeitlebens gefesselt zu sein? Die Liebe ist ein kurzer Traum; man ist selig wie im Himmel, das heißt: man ist berauscht. Und wenn der Rausch verflogen ist, bleibt der schaale Bodensaz eines prosaischen Zusammenlebens übrig." Er sezte diese Gedankenreihe nicht fort; es war in seinem tiefsten Inneren doch noch ein Etwas übrig, vor welchem er sich schämte.

Aber die Kraft und Energie des Widerstandes war dahin. —

Seiner Frau hatte er nichts davon gesagt, daß er dem Verwalter gekündigt habe. Aber er mußte für einen neuen Verwalter sorgen, und wollte sich deshalb an einen Commissionär in Straßburg wenden. Er fuhr dorthin und nahm Minna und den Kleinen mit. Ihr wollte es das Herz abpressen, als sie beim Einsteigen an die traulichen fröhlichen Lustfahrten vergangener Zeiten dachte. Sie wäre beim Anblick von Wolfach, Hausach, Haslach vielleicht wirklich in Thränen ausgebrochen, wenn nicht der kleine Moriz, der heute zum erstenmal mit Bewußtsein eine Reise machte, durch seine unerschöpfliche Munterkeit und Lebhaftigkeit sie erheitert und beide Eltern eines Gespräches überhoben hätte. Er war selig; jede Ziege, jede Kuh, die ihnen begegnete, jedes Haus, an dem sie vorüberfuhren, entlockte ihm neue Ausrufe des Entzückens.

In Straßburg angelangt, ließ Montclair Gattin

und Knaben bei Baillards. Er selbst ging, ohne Herrn Baillard etwas davon mitgetheilt zu haben, in die Stadt zum Commissionär. Baillards hatten eine große Freude, Moriz wiederzusehen; dieser aber erkannte sie nicht wieder; erst nach geraumer Zeit schien er sich auf Emiliens Gesicht zu besinnen; im Garten sprang er an Emiliens Hand herum, aber auf die Frage, ob er schon einmal hier gewesen, sagte er zu ihrer großen Beruhigung Nein.

Montclair kam nach einer Stunde zurück, und trat in die Laube, wo die Familie versammelt war, mit der überraschenden Eröffnung, daß er so eben einen neuen Verwalter in Dienst genommen habe. „Ihr frommer Beilmann", sezte er, zu Herrn Baillard sich wendend, hinzu, „war vor lauter Gewissenhaftigkeit ungehorsam gegen meine bestimmtesten Befehle; er hat mich schmählich hintergangen, bis zu einem Grade, daß dadurch sogar unangenehme Scenen im Schooß meiner Familie hervorgerufen wurden." Minna ging bei diesen Worten ein Stich durch's Herz. Sie hatte die Schuldlosigkeit Beilmanns gekannt, und hatte geschwiegen. „Was ist geschehn?" rief Baillard bestürzt. „Erlassen Sie es mir", sagte Montclair, „den höchst peinlichen Vorfall zu erzählen; ich würde durch die Erinnerung an denselben mir diesen ganzen Tag verderben. — Die Sache ist abgethan: der Contract mit dem Nachfolger ist abgeschlossen." — Aber nun brach Minna heraus: „Und solche Schritte thust du, ohne mir nur ein Wort davon zu sagen? Soweit ist es zwischen uns gekommen?" — „In meine Geschäfte", entgegnete Montclair trocken, „haben die Weiber überhaupt nicht dareinzureden." — „In ein Geschäft dareinzureden, fällt mir nicht ein", versezt Minna, „aber hier hat es sich um mich und

meine Person gehandelt; die Mittheilung über das im Schacht geschehene Unglück hat Beilmann mir auf meinen Befehl gemacht." So wollte sie ihn wenigstens durch eine halbe Wahrheit entschuldigen; die ganze Wahrheit, daß nämlich der Verwalter völlig geschwiegen und sie den Vorfall nur errathen habe, wagte sie nicht zu gestehen. Sie erreichte damit aber nichts. „Meinen Befehlen hat er zu gehorchen", rief Montclair mit einem so unwilligen und gereizten Ton, und mit einem so flammenden Blick sezte er hinzu: „Die Sache ist abgethan; verstehst du mich?" — daß Minna erblasste das Auge senkte und Vaillards in äußerster Verlegenheit dasaßen, Moriz aber sich ängstlich an seine Mutter schmiegte.

Die peinliche Scene ward unterbrochen durch Belly, welche den Garten heraufkam. Emilie sprang auf sie zu bewillkommen, und stellte sie den Gästen vor. Um seine üble Laune vor einer Fremden nicht merken zu lassen und über die so eben stattgehabte Scene einen Schleier zu werfen, zwang sich Montclair, der schönen Unbekannten mit ausgesuchter Feinheit und Artigkeit zu begegnen, und dieser Zwang wurde ihm nicht schwer; denn Belly strahlte im Doppelreiz der Jugend und der Schönheit sowie im Glanze einer ausgesuchten Toilette. Eine gefeierte Balldame, und gewohnt, den Wehrauch schmeichelnder Anbeter zu schlürfen, hatte sie im Umgang mit Herren eine große Sicherheit; frei und ungeirrt trat sie ihnen entgegen, und verstand aus dem Fundament die zweideutige Kunst, einen jeden anzulocken, zu fesseln, den Gefesselten hinzuhalten und schmachten zu lassen und hiedurch seine Gluth noch lebhafter anzufachen. Da ihr diese Kunst zur andern Natur geworden, so wandte sie

dieselbe auch Herrn v. Montclair gegenüber an. Sie wußte ihn bald in ein interessantes Gespräch zu verwickeln, ihn völlig in Beschlag zu nehmen. Die Pariserin, Frau Baillard, fand darin gar nichts auffallendes, und auch Herr Baillard nichts besorgliches. War es doch Belly's gewohnte Weise, mit Herren umzugehen. Nur Minna sah mit Schrecken, wie ihres Gatten Blicke an der Fremden hingen, wie er, der gegen sie so wortkarg und verschlossen war, bei Belly gesprächig, beredt, begeistert seine Gedanken und Empfindungen ausströmte. Sie sah es, und schlug die Augen nieder, und hörte kein Wort von allem dem, was Frau Baillard ihr vorplauderte. Sie legte die Hand auf die Stirn ihres Moriz, und blickte das Kind mit einem Ausdruck des tiefsten Schmerzes an.

„Sie haben im Sommer eine herrliche Reise gemacht", bemerkte Belly, und nun hörte Minna, wie er mit aller Pracht der Sprache dem Mädchen die schönsten Scenen dieser Reise, das Alpenpanorama auf der Höhe bei St. Blasien, den Rheinfall, den Zürichsee schilderte. Ach, so hatte er einstmals ihr die Schönheiten des Schwarzwaldes und der Schweiz geschildert! — „Und ist es wahr", fragte Belly, „daß Sie auch Sturm und Schiffbruch erlebt haben?" Montclair schilderte die Fahrt auf dem See und den Sturm mit den glühendsten Farben. Er erwähnte des Franzosen, der mit auf dem Schiffe war; er schilderte die muntre Laune, in der jener mit seiner Frau einen Roman gegen ihn zu spielen angefangen, — hier fuhr es Minna wie ein Dolchstich durch das Herz — und wie diese Heiterkeit plözlich unterbrochen worden sei. Von den Flüchen und Läste=

rungen d'Orlon's sagte er keine Silbe; nur, daß er ertrunken sei, erwähnte er mit kurzen Worten.

Es schlug ein Uhr. Der Mittagstisch war bereit; Belly empfahl sich. Montclair war beim Essen einsilbig und etwas zerstreut. Bald nach dem Essen wurde der Rückweg angetreten. Minna schwieg eine Weile; dann sagte sie: „Diese Belly scheint dir sehr gut gefallen zu haben.“ Montclair sah sie mit großen Augen an. „Wie dir einst d'Orlon“, versezte er etwas spöttisch. „Das war Scherz und Muthwille“, erwiderte sie. „Ein ziemlich weitgehender Muthwille“, sagte er. „Ich hoffe, daß du mich nicht auch noch durch Eifersucht quälen wirst. Ist es etwa ein Unrecht, mit einem liebenswürdigen Frauenzimmer sich auf eine höfliche Weise zu unterhalten?“ — „Nun, ich will zufrieden sein, wenn die Sache nicht weiter geht“, sagte Minna. Dann schwiegen beide. Moriz war in Folge des ungewöhnlich frühen Aufstehens müde, und schlief ein. Auch Minna schloß die Augen, und that als ob sie schlummere. Sie hatte schon einmal in ihrem Leben die Schlummernde gespielt, damals, als der Assessor ein Wort zu ihr gesprochen, das ebenso auf sie wirkte, wie jezt ihr Wort auf Montclair.

Belly hatte wirklich einen bezaubernden Eindruck auf ihn gemacht, und er ward nicht unruhig, als er sich dessen bewußt ward. Er gestand sichs ein, daß seine mürrische Gattin ihm in der Seele zuwider sei. Er studirte am folgenden Tage eifrig in la Metrie.

Nach kaum acht Tagen rief ihn schon wieder ein Geschäft nach Straßburg. Ein dringendes Geschäft, sagte er. Er reiste diesmal allein. In Wahrheit hatte er, außer ein paar unbedeutenden Einkäufen, kein weiteres Geschäft, als in Belly's Hause seine Aufwartung zu

machen. Sie war elternlos und lebte bei einer älteren Muhme, von deren früherem Leben man sich nicht die besten Dinge erzählte. Montclair wurde mit großer Auszeichnung dort aufgenommen.

Aber wenn er keine dringenden Geschäfte in Straßburg hatte, so konnte er sich welche machen. Er kam auf den Gedanken, ein Lager seiner Produkte dort zu errichten. Das erforderte seine öftere und längere Anwesenheit in der Stadt.

Er theilte Minna mit kurzen und bestimmten Worten seinen Plan und die außerordentlichen Vortheile, welche derselbe in Aussicht stelle, mit, und reiste von da an öfter nach Straßburg. Jedesmal brachte er Grüße von Baillards; jedesmal erzählte er mit einer lange nicht mehr dagewesenen Offenheit unaufgefordert, wo er gewesen, und wie er den Tag zugebracht. Belly ward dabei nicht erwähnt. Minna wagte einmal die Frage, ob er bei Baillards auch Belly getroffen. Ein ruhiges Nein war die Antwort.

Er war zu Hause freundlicher, als früher. Aber diese Freundlichkeit hatte für Minna etwas unheimliches. Ihr war's, als spiele er Comödie mit ihr. Es kam ihr der Gedanke, eine Probe anzustellen, ob er die Wahrheit rede. Lezten Dinstag hatte er wieder Grüße von Baillards ausgerichtet, und erzählt, daß er am Mondtag Abend mit ihnen im Theater gewesen sei. Und morgen wollte er wieder nach Straßburg, und zwar diesmal auf acht Tage.

Als er abgereist war, — es war an einem Mondtag — sezte sie sich hin, und schrieb einen Brief an Emilie. Sie dankte für die Grüße, freute sich, daß ihrem Mann die Gluck'sche Oper, in die sie ihn geführt hätten,

so viel Freude gemacht, und fügte bei, sie habe vergessen, ihren Mann zu bitten, daß er ihr ein Stück Mousseline von der und der Farbe mitbringe. Emilie möge so freundlich sein, ihm diesen Auftrag zu bestellen. — Sie schickte den Brief durch den Boten nach Wolfach auf die Post, und wartete mit großer Spannung auf die Antwort, welche im günstigsten Falle schon übermorgen eintreffen konnte.

Aber in der Zwischenzeit ereignete sich weiteres. Am Dinstag Vormittag brachte der Bote einen Brief mit einer Adresse von unbekannter Handschrift. Der Brief kam von Straßburg. Sie riß ihn auf, und las die Worte:

„Warnen Sie Ihren Herrn Gemahl vor Belly Blanchemont. Sie ist eine gefährliche Kokette.

Ein Freund.“

Eben hielt sie diese Zeilen noch in zitternder Hand, als es an der Thür klopfte, und der Verwalter Beilmann mit seiner Frau eintrat, um seinen Abschiedsbesuch zu machen. Morgen wollte er abreisen; morgen sollte der neue Verwalter eintreffen. — Minna konnte dem Manne, der ihr Gottes reichen Segen wünschte, nicht ins Gesicht sehen. Sie schlug die Augen nieder, und sagte leise: „Es ist mir leid, sehr leid, daß Sie gehen. Nach meinem Wunsche wären Sie hiergeblieben.“ Beilmann war offenbar überrascht. „Beten Sie für uns, auch in der Ferne!“ sezte Minna hinzu, und Thränen erstickten ihre Stimme. „Sie beten?“ fragte Frau Beilmann verwundert und erfreut. „Ja“, erwiderte Minna, „im Angesicht des Todes habe ich es gelernt. O daß auch mein unglücklicher Mann — —“

Sie redete nicht weiter. „Der Herr wolle ihm sein Licht aufgehen lassen“, sagte der Verwalter. „Er hat

ja Geduld mit uns armen Sündern, auch wenn wir auf Irrwegen wandeln. Haben auch Sie Geduld!"

Minna war von diesen Worten aufs tiefste betroffen. Sie las darin einen specielleren Sinn, als welchen Beilmann damit verbunden hatte. Sie meinte, das Verhältnis ihres Mannes zu Belly sei schon jedermann bekannt. In dem Gefühl ihrer Schmach vermochte sie nichts zu antworten. „Leben Sie wohl! Gott sei mit Ihnen!" sagte sie rasch, drückte beiden die Hand, und diese verließen bewegt das Zimmer.

Unerwarteter Weise brachte schon diesen Abend der Bote die Antwort Emiliens. Sie mußte augenblicklich, noch gestern Abend, geschrieben haben. Doch nein; nicht ihr, sondern Herrn Vaillards Name stand unterschrieben.

„Verehrte gnädige Frau! — Mit Bestürzung lese ich den Brief, den Sie an meine Tochter gerichtet. Weder heute noch gestern habe ich etwas von ihrem Herrn Gemahl gesehen. Ich müßte fürchten, es sei ihm unterwegs ein Unglück zugestoßen, wenn mich nicht das, was Sie vom verflossenen Dinstag schreiben, auf eine andere, für Sie freilich nicht viel tröstlichere Ansicht leitete. Ich bin am Dinstag weder mit Herrn v. Montclair im Theater gewesen, noch habe ich ihn überhaupt gesehen. Seit er mit Ihnen vor nahezu vier Wochen bei uns gewesen, hat er keinen Tritt mehr über unsre Schwelle gesezt. Auch Belly hat seitdem unser Haus gemieden. Ich muß es Ihnen überlassen, Schlüsse aus diesen Thatsachen zu ziehen. Emilie will gehört haben, daß er bei Belly aus und eingehend gesehen worden sei. Ich habe es nicht glauben wollen, bis jezt, wo ich Ihr Schreiben las. Ich meinerseits werde versuchen, ihn, wenn er noch morgen hier weilt, aufzufinden. Ich werde Erkundigungen

einziehen, ihm Vorstellungen machen. Vielleicht gelingt es mir, ihn von seinem Irrweg zurückzubringen. Es ist mir ein schmerzlicher Gedanke, daß mein Haus der Ort sein mußte, wo dieser Roman sich entspann. Grämen Sie sich nicht, gnädige Frau! Wie viele Frauen, namentlich in größeren Städten, gibt es, die Ihr Loos theilen! Diese Episode wird vorübergehen. In dieser Hoffnung bin ich mit ausgezeichneter Hochachtung Ihr ergebenster P. Vaillard."

Minna las den Brief, sank aufs Sopha, und verhüllte ihr Gesicht. Sie las den Brief noch einmal, und ein rascher, heftiger Gedanke schoß ihr durch die Seele. Sie kämpfte den Gedanken gewaltsam nieder. Geduld! Geduld! rief sie sich selber zu. Sie legte die beiden Briefe in ihre Brieftasche, und da fielen die getrockneten Blumen, die Alfons ihr auf der Rückfahrt vom Haideberg in den Wagen geworfen, ihr in die Hände. „Soweit ist es gekommen?" rief sie bitter; „das war das Glück, das mir bei dir erblühte?" Die Blumen waren dürr und brüchig wie verbranntes Papier. „Ja verwelkt ist die Parnassia, die Himmelsblume, verdorrt der Augentrost", sagte sie, und zerrieb in grimmigem Schmerz die armen Blumen zu Staub. Dann brach sie in krampfhaftes Weinen aus.

Das Licht brannte flackernd hinunter, und verlöschte qualmend; sie lag noch da. Als es finster um sie ward, raffte sie sich auf, legte sich angekleidet aufs Bette, und sank nach Mitternacht in einen unruhigen Schlaf, aus dem lange vor Sonnenaufgang bange Träume sie wieder weckten. —

Es war Frühstückszeit. Der Reisewagen des Verwalters stand angeschirrt im Hofe; ungeduldig stampften

die Rosse. Minna sah, hinter der Gardine verborgen, wie die Koffer aufgeladen wurden. Der kleine Moriz sollte dem Verwalter, der ihn immer so lieb gehabt, noch eine Hand zum Abschied geben; Dorothee trug ihn hinunter. Minna mußte sich wegwenden; sie konnte dieses Lebewohl des Kindes nicht mit ansehen. Als die Magd den Kleinen wieder heraufbrachte, hatte er ein schwarzes Büchlein mit goldnem Schnitt in der Hand. „Was sollst du der Mama sagen?" sprach die Magd. Aber das hatte der Kleine in der Freude über den goldnen Schnitt und die goldne Schnalle des Buches vergessen. „Der Herr Verwalter", half die Magd ein, „schickt der Mama hier noch ein kleines Andenken." Minna nahm gerührt das Büchlein, und öffnete es. Es war in Duodezformat; es führte den Titel: „Schazkammer des Gebetes", und enthielt eine Sammlung von etwa hundert Bibelsprüchen mit beigefügten Liederversen. Sie schlug ohne eine weitere Absicht auf gerathewohl auf, und ihr Blick traf auf den Spruch: „Machet euch auf und ziehet aus, ihr und die Kinder Israel; gehet hin und dienet dem Herrn, wie ich euch gesagt habe." Diese Worte leuchteten vor ihr auf wie ein Bliz; der Gedanke, welchen sie gestern Abend niedergekämpft hatte, kam ihr wieder, und schien hier eine göttliche Bestätigung zu erhalten. „Machet euch auf, und ziehet aus!" Unmittelbar unter dem Spruche stand der Liedervers:

Mir nach, spricht Christus unser Held,
Mir nach, ihr Christen alle;
Verleugnet euch, verlaßt die Welt,
Folgt meinem Ruf und Schalle!
Nehmt euer Kreuz und Ungemach
Auf euch, folgt meinem Wandel nach!

Aber diesen Vers las sie nicht. Vielleicht wäre ihr doch ein Gedanke gekommen, daß der Weg, um die Welt zu verlassen, die Selbstverleugnung sei; daß man sein Kreuz und Ungemach auf sich nehmen und tragen, und durch Geduld und Sanftmuth dem Wandel Jesu Christi nachfolgen müsse. Sie las nur die Worte: „Machet euch auf und ziehet aus!" und betrachtete dieselben als einen magischen Orakelspruch.

Als der Wagen des Verwalters abfuhr, schaute sie ihm sinnend nach; sie sah, wie der Staub auf der Straße hinter ihm aufwirbelte. „Ihr seid glücklich", sprach sie, „ihr habt diese Stätte der Frivolität und Gottlosigkeit hinter euch. Aber bald, bald werde auch ich sie hinter mir haben." Sinnend ging sie im Zimmer auf und ab, wo der Kleine zu ihren Füßen spielte; wohl zwei Stunden brachte sie in reiflicher Ueberlegung zu. Nicht ob, sondern wie sie ihren Plan ausführen solle, bildete den Gegenstand ihres Nachdenkens. Ueber das Ob war sie mit gewohnter Entschlossenheit rasch entschieden. Weg war das gedrückte, geknickte Wesen der lezten Monate; mit dem neuen Entschluß war ihre ganze alte Spannkraft wiedergekehrt. Sie fing nun an, im Hause umherzugehen und dies und das zu ordnen und vorzubereiten. Als sie hiemit zur Ausführung zu schreiten begann, pochte ihr doch das Herz; Zweifel stiegen in ihr auf. Sie beschloß in das Zimmer ihres Mannes zu gehen; sie wollte nachsehn, ob unter seinen Papieren sich etwa weitere Beweise seiner Schuld fänden. Sie dachte auch daran, ihm einen Brief zu hinterlassen, worin sie den Grund ihres Entweichens ihm offen erklären wollte.

Als sie eintrat, fiel ein aufgeschlagenes Buch ihr

zuerst in die Augen. Sie warf einen Blick hinein, und entsezte sich. Sie las, — und schauderte.

„Das sind also seine Grundsäze!“ rief sie aus; „das ist seine Philosophie! In welche Höhle des Lasters bin ich gerathen, als ich diesem Manne meine Hand reichte!“ Auf welche Art sie ihm einst diese Hand gereicht — segenlos, hinter der Eltern Rücken; leichtfertig, ohne ihn näher zu kennen — daran kam ihr kein Gedanke. Sie stand in ihren eignen Augen als die Reine da. — Sie nahm das entsezliche Buch mit sich ins Wohnzimmer, um sich noch weiter von der Verwerflichkeit seines Inhaltes, von den ruchlosen Grundsäzen ihres Gatten zu überzeugen. Kaum war sie hier angelangt, so trat der neue Verwalter, der so eben angekommen war, ein, um seine Aufwartung zu machen. Minna erklärte ihm nicht ohne sichtliche Verlegenheit, daß sie außer Stande sei, ihn in seine neue Thätigkeit einzuweisen; ihr Mann sei abwesend; er scheine vergessen zu haben, daß heute der Termin des Wechsels sei. Der Verwalter aber, ein sehr feiner, weltläufiger Mann, erwiderte: „Gnädige Frau verzeihen! Herr v. Montclair hat mir noch gestern die genauesten Instructionen in Person ertheilt.“ Er begleitete diese Worte aber mit einem Lächeln, von welchem Minna nicht wußte, ob es ihrer Unkunde oder dem Lebenswandel ihres Mannes gelte. Sie war befangen; sie bot dem Verwalter einen Stuhl, den dieser annahm. Das Gespräch drehte sich um gleichgültige Dinge, bis der Verwalter das Buch bemerkte, das auf dem Tische lag. „Ists möglich?“ sprach er, „la Metrie? Ich hätte nicht geglaubt, ein so philosophisches Buch in den Händen einer Dame zu finden.“ „Ein so verabscheuenswürdiges Buch, wollen Sie sagen“, versezte Minna.

„Sie werden mir wohl zutrauen, daß dies Buch nicht meine Lektüre ist!“ „Ich dachte mirs wohl“, sagte jener. „Der Herr Gemahl also? Nun freilich, es sucht sich ein jeder zu seiner Praxis seine Theorie. Man darf das den Herren nicht übel nehmen; sie sind alle nicht besser, wenn sie's auch nicht alle so weit treiben wie diese la Metrie, Condillac, Holbach.“ Dem Verwalter, einem schlauen, geriebenen Manne, der sich auf alle Arten von Intriguen verstand, war dieser Anlaß ganz erwünscht, in das ihm nur zu wohl bekannte Familiengeheimnis sich einzumischen, und zwischen Mann und Frau sich als Mittelsperson zu schieben. Von Montclairs „Schwachheit“ für das schöne Fräulein Belly hatte er gerüchtweise einiges gehört, hoffte nun aber aus dem Munde der Gemahlin mehr und etwa noch schlimmere Geheimnisse zu erfahren, durch deren Mitwissenschaft er dann seinen Herrn in Händen haben würde. Minna durchschaute augenblicklich die entwürdigende Lage, in welche ihr Mann und sie selbst diesem Menschen gegenüber kommen würden, und nur um so klarer ward ihr, daß sie fliehen müsse. „Ich weiß nichts von allen diesen Herren“, erwiderte sie, um das Gespräch abzubrechen. „Sie wissen nichts vom Baron Holbach, Madame?“ erwiderte der Verwalter. „Sie wissen doch, was ein türkisches Harem ist? Nun, denken Sie sich die Sache noch toller, denken Sie sich ein Harem, das einer Anzahl von Türken gemeinsam gehört, so haben Sie ein Abbild von der Wirthschaft des Barons und seiner Freunde.“ — „Genug!“ rief Minna. Sie stand zornerglühend auf, winkte ihm, zu gehen, und verließ das Zimmer. „Kein Wort des Abschieds, keine Erklärung werde ich ihm zurücklassen“, sagte sie; „dies Buch auf meinem Tische liegend wird

ihm hinreichende Erklärung sein. Ich werde die beiden Briefe von Straßburg daneben legen.“ Sie schloß sich ein, und packte einen kleinen Koffer und eine Reisetasche. In die leztere nahm sie die nöthige Wäsche für ein paar Tage, einiges Spielzeug für Moriz, das Etui mit der Denkmünze und das Büchlein mit den Bibelsprüchen nebst dem nöthigen Reisegeld. Dann legte sie den Anzug an, den sie auf der Reise tragen wollte, und zog ihr gewöhnliches Kleid darüber. Nach Tische befahl sie dem Kutscher, anzuspannen, da sie ein Geschäft in Rippoldsau zu besorgen habe. Den Koffer hatte sie mit einer Adresse versehen, welche nach Freudenstadt an einen Mann unbekannten Namens lautete. Sie sagte dem Kutscher, der Koffer gehöre Herrn Beilmann, dem sie versprochen habe, ihn sicher an den Boten zu befördern, welcher jeden Abend von Rippoldsau über den Kniebis nach Freudenstadt fahre. Der Kutscher, ein ehrlicher Kerl, der sich um die Angelegenheiten seiner Herrschaft nie etwas bekümmerte, sondern nur Sorge trug, daß Wagen und Pferde ihre Schuldigkeit thaten, dachte nicht daran, diese Angabe zu bezweifeln. Er band den Koffer hinter den Wagen, Minna stieg mit dem Kinde ein, und das Fuhrwerk rollte aus dem Hofe hinaus. Sie warf nach den Fenstern des Wohnhauses noch einen Blick; sie gedachte des freudlosen Eindrucks, den dies Haus vor drei Jahren bei ihrer Ankunft auf sie gemacht, und sagte zu sich selbst: „Jener erste Eindruck hat mich nicht belogen. Nur Kummer und Widerwärtigkeit habe ich erlebt in diesen Räumen.“

Und doch war in diesen Räumen das liebliche Kind ihr von Gott geschenkt worden, das ihr zur Seite saß, und nach Dorothee Kußhändchen zurückwarf. Warum

denkt der Mensch so gern an das Schlimme, das er erfahren, und vergißt in seinem Unmuth das Gute, das Gott ihm gegeben?

Es mochte drei Uhr sein, als sie am Klösterle ankam. Sie sagte dem Kutscher, sie habe hier etwas im Auftrag ihres Mannes zu besorgen; er solle nur einstweilen voraus nach Rippoldsau fahren, und den Koffer augenblicklich an den Boten abgeben. Dann solle er ihrer warten; sie wolle die Viertelstunde vom Klösterle dorthin mit dem Kleinen zu Fuße gehen.

So stieg sie mit dem Kinde aus, nahm die Reisetasche nebst einer Schachtel von Pappe mit sich, winkte dem Kutscher, daß er nur schnell weiterfahren solle, und sah ihm nach, bis er um die Ecke war. Dann nahm sie den Kleinen an der Hand, und schritt mit ihm, statt ins Klösterle einzutreten, dem Walde zu.

Ein breiter Fußsteig führt hier über den Kniebis in zwei Stunden nach dem Städtchen Freudenstadt. Beladen mit Reisetasche und Schachtel, den Knaben an der Hand, stieg Minna diesen Pfad empor. Junges Fichtengehölz war zu beiden Seiten. „Wir machen eine schöne Reise", erzählte sie dem muntern Kinde, und weil dein Papa nicht dabei ist, so bin ich jezt der Papa." Der Kleine lachte und sagte: „Du — Mama!" — „Nein, ich bin der Papa, du sollst's gleich sehen", erwiderte sie. Sie trat mit ihm seitwärts in das Dickicht, und hier ließ sie plözlich ihr Oberkleid fallen, und stand nun in männlicher Kleidung — in einem Anzug ihres Gatten — vor dem erstaunten Kleinen, der sie ängstlich ansah und bald in Weinen ausbrach. „Wo Mama? Wo Mama?" rief er. Sie hob ihn an ihr Gesicht, und sagte: „Närrchen, kennst du mich denn nicht? Ich bin ja die Mama."

Während sie das Kind vollends zu beruhigen suchte, verbarg sie ihren starken Zopf in einen Haarbeutel, nahm aus der Schachtel einen Herrenhut, und sezte ihn auf. Dann presste sie das abgelegte Kleid, so gut es gehen wollte, in die leere Schachtel, und verbarg diese tief unter den üppigsten Büschen des Haidekrautes. Nun kehrte sie mit dem Kleinen auf den Fußpfad zurück. Sie suchte das noch immer ängstliche Kind damit zu zerstreuen, daß sie es scherzend einübte, „Papa“ zu ihr zu sagen. Sie lachte jedesmal darüber hell auf; so kam am Ende dem Kleinen die Verkleidung und Verwandlung als ein heitres Spiel vor, und er rief selber in kindlichem Muthwillen einmal über das andremal: „Papa! Papa!“ und brach dann in fröhliches Lachen aus.

Aber der Berg war hoch; das Kind wurde müde. Minna mußte zu der nicht ganz leichten Reisetasche auch noch diese Last sich aufladen. Es war eine übermenschliche Anstrengung, der sie fast erlag; aber die Angst, der Kutscher könne, durch ihr längeres Ausbleiben beunruhigt, im Klösterle nach ihr fragen, und hier könne man ihr Eintreten in den Wald bemerkt haben, und so könne der Kutscher nacheilen und den Kleinen von weitem und sie an ihrem Gesichte erkennen — diese Angst trieb sie immer wieder vorwärts. Aber zulezt konnte sie nicht mehr; sie sank erschöpft auf einen Stein. Nachdem sie kaum einige Minuten gerastet, hörte sie Tritte den Wald heraufkommen; sie schrack zusammen, und verbarg sich hinter dem dichtesten Fichtengestrüpp. Sie sah aber zu ihrer Freude, daß es ein Müllerbursche war, und zwar seiner Kleidung nach keiner aus dem Thale, sondern von jenseits des Kniebis. Sogleich trat sie wieder auf den Pfad, und ging mit dem Kinde langsam vorwärts. Als

der Bursche an ihr vorüberkam, fragte sie ihn mit der tiefsten Altstimme, die sie hervorzubringen im Stande war, ob er nicht für ein gutes Trinkgeld die Tasche bis Freudenstadt tragen wolle. Der Bursche war gern bereit. „Die Tasche und den Buben dazu", sagte er. An seiner Seite ging nun Minna rasch weiter. Die Höhe des Berges war erreicht. Nun schritt sichs auf ebnerem Grunde leichter vorwärts. Minna redete wenig; sie beschränkte sich aufs nothwendigste. Gleichwohl sagte zu ihrem nicht geringen Schrecken der Bursche: „Sie sind gewiß protestantisch und drunten im katholischen Lande verfolgt worden, weil Sie in Mannskleidung fliehen." — „Seien Sie unbesorgt", sezte er hinzu, „wir werden Sie nicht verrathen. Wir Freudenstädter kennen das; unsre eignen Vorfahren sind ja solche Flüchtlinge gewesen. Weither sind sie gekommen, aus Steiermark." Minna ließ ihn auf dem Glauben, daß sie der Religion halber verfolgt werde. Der Müllerbursche erzählte ihr viel von Freudenstadt; wie da die Häuser nach steirischer Sitte gebaut seien, mit breiten Galerieen, die vor dem untern Stock herlaufen, und wie sie auf ihren Aeckern den Bau der Kolbenhirse hätten, die sie aus Steiermark mitgebracht, und wie die Kirche zwei quer aneinanderstoßende Flügel habe, in deren einem die Männer, im andern die Frauen sizen; die Kanzel stehe im Eck zwischen beiden, so daß der Herr Pfarrer von beiden Flügeln gesehen werde; aber die Männer können die Weiber nicht sehen, und das sei gut; sie gäben so viel besser Acht auf die Predigt. Unter diesen und ähnlichen Erzählungen waren sie durch das Dörfchen Pfaffenwald gekommen, stiegen nun in einem Forst mächtiger Tannen auf moorigem Grunde abwärts und wieder aufwärts, und wieder abwärts; es

dunkelte; Minna triefte von Schweiß und konnte vor Ermüdung kaum mehr weiter; endlich öffnete sich der Wald; ein scharfer Abendwind blies ihr entgegen, der sie bis ins Mark hinein durchschauerte. Aber das Ziel lag vor ihr.

Der Müllerbursche brachte sie an das Posthaus, wo der Bote einstellte; dieser war eben angekommen. Sie nahm als Herr v. Grünemann den Koffer, der diese Adresse trug, in Empfang, belohnte den ehrlichen Burschen reichlich, bestellte Extrapost nach Nagold, nahm, während eingespannt wurde, nebst dem Kinde eilig etwas Speise, und fuhr dann mit dem Kleinen in die Nacht hinein. Das Kind schlief sogleich ein. Minna, so ermüdet sie war, konnte nicht schlafen. Es fror sie zu sehr. Die Oktobernacht war kalt, und der Wagen nur mit Ledern geschlossen. Glücklicherweise hatte sie den Koffer ins Innere des Wagens genommen; sie öffnete denselben, nahm ein Shawl heraus, hüllte sich in dasselbe, und schlief am Ende auch ein.

Achtzehntes Kapitel.

Zu spät!

„Was willst denn scho reisen weg? Hast ja noch Zeit!"
Jezt b'hüt di Gott, herztausiger Schaz. Meine Weg' sind weit.

Volkslied.

An dem nämlichen Abend saß Alfons auf seinem Zimmer in einem Straßburger Gasthofe, bis tief gen Mitternacht, das sorgenschwere Haupt in die Hand gestüzt. „Wie kann eine alberne Leidenschaft das Gemüth so verblenden? Dieses Mädchen hatte mich bezaubert; sie war mir unentbehrlich geworden; ich dürstete nach den Stunden, wo ich an ihrer Seite sizen und mit ihr reden und ihr in die funkelnden Augen blicken konnte. Immer wieder und wieder mußte ich hieher in die Stadt fahren. Ich hatte kein Ziel, keinen Zweck, keine Absicht; aber ich mußte sie sehen, mußte die zärtlichen Blicke, die sie mir zuwarf, einsaugen. Und jezt — wie verachte ich sie! Der brave Kingstrong, dessen Warnungen und Mahnungen ich als unberufene Einmischung eines Fremden mit Unwillen von mir wies, hat Recht gehabt. Belly hat mich nur als ein Mittel benüzt, um die Leidenschaft eines andern Anbeters durch Eifersucht desto höher zu entflammen. Ich sollte sie diesen Abend überraschen, hat Kingstrong gesagt. Ich antwortete entrüstet, er solle sich um

seine eignen Angelegenheiten kümmern. Aber dann ließ es mir keine Ruhe; ich mußte doch hingehen, mußte sehen — Angst, Eifersucht trieb mich. Ich habe sie überrascht. Pfui! — Wie konnte ich so ein Knecht eines sinnlichen Triebes sein, der in eine Neigung des Gemüthes und Geistes sich verkleidete? Der Geist unter der Herrschaft der Sinnlichkeit — ist das nicht ein verachtungswürdiges Schauspiel? Hat der Mensch wirklich keinen Willen? keine Kraft, Nein zu sagen — im Namen eines bessern, höheren Selbst Nein zu sagen zu den Forderungen einer Phantasie, die von der Begierde beherrscht wird?

„Dieser Brite ist kein Frömmler. Er macht kein Hehl daraus, daß er ein Christ sei, aber er ist kein Frömmler, kein Schwärmer. Er ist ein eifriges Mitglied der Loge, und ein Verehrer von Rousseau. Den Rousseau soll ich lesen, sagte er mir, der werde mich von der Schweinerei la Metrie's und Condillac's gründlich kuriren. Er hat mir da einen Band geschickt, und die Stellen bezeichnet. Rousseau — man nennt ihn neben Voltaire. Laß sehen, was der Mann sagt."

Er schlug das Buch — es war der dritte Band des Emil — auf, und las.

„Es gibt zweierlei Bewegungen in der Welt, unfreiwillige und freiwillige; bei den ersteren liegt die bewegende Ursache außerhalb des Körpers, der bewegt wird, bei den zweiten in ihm selber. Wenn ich meinen Arm bewege, so hat diese Bewegung keine andre Ursache, als meinen Willen. Wenn meine Uhr pickt, so thut sie es, weil sie von Einem, der nicht sie ist, aufgezogen worden.

„Jede Bewegung, welche nicht durch einen Andern hervorgerufen ist, muß von einem spontanen Willen be-

wirkt sein. Die Weltkörper bewegen sich gesezmäßig, und alles in der Natur bewegt sich nach Gesezen, aber nicht durch eignen Willen; es muß also einen Willen geben, der das Universum bewegt und die Natur beseelt. Das ist mein erster Glaubensartikel.

„Der Materie Bewegung in abstracto zuschreiben, heißt: Worte ohne Sinn reden; ihr eine bestimmte geordnete Bewegung zuschreiben, heißt: eine bestimmende ordnende Ursache voraussezen. Wenn mich aber die Materie einen Willen voraussezen läßt, so nöthigt mich die gesezmäßig bewegte Materie, einen intelligenten Willen vorauszusezen. Das ist mein zweiter Glaubensartikel.

„Würde man mir sagen, daß die Lettern in einer Druckerei, durch Zufall untereinandergeworfen, die Aeneide gebildet hätten, so würde ich jeden Versuch, eine solche Lüge zu widerlegen, unter meiner Würde halten. Die Organisation und das Leben können nicht einem Spiel der Atome ihre Entstehung verdanken.

„Das Wesen, welches will und kann, das durch sich selbst aktive Wesen, welches das Universum bewegt und alle Dinge ordnet, nenne ich Gott.

„Das Prinzip jeder Thätigkeit liegt in dem Willen eines freien Wesens. Nicht das Wort Freiheit ist sinnlos, sondern das Wort Nothwendigkeit. Irgend eine Aktion vorauszusezen, welche nicht ihren lezten Grund in einem thätigen Prinzip hätte, heißt: Folgen ohne Ursachen voraussezen und sich in einem Zirkelschluß bewegen. Entweder gibt es überhaupt keinen ersten Impuls, oder jeder erste Impuls hat keine ihm vorangehende Ursache. Es gibt also keinen Willen ohne Freiheit.

„Wie? Um den Menschen zu verhindern, daß er nicht böse sei, müßte man ihn auf den Instinkt beschrän-

ken und zu einem Thiere herabwürdigen? — Nein, je mehr ich in mich selbst einkehre und mich selbst befrage und erkenne, desto mehr lese ich die Worte in meine Seele geschrieben: Sei gerecht, so wirst du glücklich sein! — —

„Ich begreife, wie der Körper sich abnüzt durch die Trennung seiner Bestandtheile; aber ich kann mir keine analoge Zerstörung des denkenden Wesens vorstellen; und da ich mir nicht denken kann, daß es sterbe, so muß ich annehmen, es sterbe nicht.

„Wenn wir, befreit von den Täuschungen, welche unser Körper und unsre Sinne verursachen, der Anschauung des höchsten Wesens und der ewigen Wahrheiten, deren Quelle dasselbe ist, genießen werden, wenn die Schönheit einer ewigen Ordnung unsre Seele zum Staunen hinreißen wird, wenn wir einzig damit uns beschäftigen werden, das, was wir gethan haben, zu vergleichen mit dem, was wir hätten thun sollen, alsdann wird die Stimme des Gewissens ihre Kraft und Herrschaft wiedererhalten; dann wird die reine Freude, welche aus der Zufriedenheit mit sich selbst quillt, oder der bittre Vorwurf, sich selbst erniedrigt und entwürdigt zu haben, das Loos, das ein jeder sich bereitet hat, bestimmen. — Das Gewissen ist die Stimme der Seele, die Leidenschaften sind die des Fleisches. — Die sittliche Beschaffenheit unsrer Handlungen liegt in dem Urtheil, welches wir selbst über sie fällen. Was ist uns süßer zu thun, und hinterläßt, wenn es gethan, einen angenehmeren Eindruck? das Gute oder das Böse?

„Wenn es kein Sittengesez im Herzen des Menschen gibt, woher kommt denn dann doch die Bewunderung ür edle und heldenmüthige Handlungen? woher dann

das liebende Entzücken über große Seelen? Was hat die Begeisterung an dem Edlen mit unserm selbstischen Interesse zu thun? Warum gefällt uns ein Cato, der sich opfert, besser, als ein Cäsar, der triumphirt?

„Es gibt also im tiefsten Grunde der Seele ein angeborenes Gesez der Gerechtigkeit und der Tugend, nach welchem wir — unsern Maximen und Theoremen zum Troz — unsre eignen sowie fremde Handlungen, gute wie schlechte, beurtheilen. Und dieses Gesez nenne ich das Gewissen.

„Gewissen! Gewissen! Göttlicher Instinkt, unsterbliche und himmlische Stimme! sichrer Führer eines unwissenden und beschränkten aber intelligenten und freien Wesens! unparteiischer Richter des guten und bösen, der du die Gottähnlichkeit des Menschen ausmachst! in dir gründet der Vorzug seiner Natur und die Sittlichkeit seines Thuns; ohne dich hätte ich nichts in mir, das mich über die Bestien erhübe, nichts, als das traurige Vorrecht, von einem Irrthum in den andern zu gerathen.

„Dank sei Gott! daß wir des Wirrsals solcher Scheinphilosophie nicht bedürfen, daß wir Menschen sein können, ohne Gelehrte zu sein!" —

Alfons las. Er war tief im Innersten ergriffen. „Wahr! wahr!" rief er mehrmals. Endlich stand er auf, und sprach: „Ich bin keine Bestie. Ich will keine Bestie sein. Ins Feuer mit Condillac und la Metrie! In die Hölle mit diesem unsaubern Liebesspiel meiner ungezügelten Phantasie! Was mein Gewissen mir sagt, das will ich thun. Zu meiner Frau will ich zurückkehren, morgen in aller Frühe, und will ihr sagen, daß ein Gott ist, der die Welt und den Menschen geschaffen hat, und dem Menschen sein Gesez in die Seele geschrieben

hat. Und wir wollen ihm danken, wir wollen ihn um Vergebung bitten, daß wir seiner so vergessen haben; alle Morgen und Abende wollen wir zu ihm beten, und unser Kind in seiner Furcht erziehen."

Er ging nicht zu Bette; angekleidet legte er sich auf das Sopha, um mit dem Frühsten wieder zu erwachen.

Schon um sechs Uhr rollte sein Wagen zum Thore hinaus.

Als er nach einigen Stunden sich Wolfach näherte, kam einer seiner Knechte auf einem Rappen dahergesprengt. „Eben soll ich Sie holen, gnädiger Herr!" rief er. „Was ist geschehen?" fragte Alfons erschrocken, „Die gnädige Frau ist mit Moriz nach Rippoldsau gefahren und =" — „Ein Unglück? Der Wagen gestürzt? das Kind — —?" — „Nein, kein Unglück. Aber sie ist nicht wiedergekommen. Sie ist fort." — „Narr! sie wird fort sein!" sagte Alfons ärgerlich. „Ist sie gestern nicht wiedergekommen, so wird sie heute kommen." „Der Kutscher ist zurück", versezte der Knecht, „aber leer. Am Klösterle ist sie ausgestiegen, und hat ihn nach Rippoldsau vorausfahren heißen; sie wolle nachkommen. Wie nun eine Stunde um die andre verging, und sie nicht kam, so ist der Kutscher ans Klösterle zurückgefahren, und hat nach ihr gefragt, weil sie gesagt hatte, daß sie für den gnädigen Herrn ein Geschäft da zu besorgen habe. Aber niemand hatte sie gesehen; sie war gar nicht ins Klösterle hineingegangen. Fort war sie mit dem Kinde."

„Und ihr habt nicht nach ihr gesucht?"

„Der Kutscher hat die Leute vom Klösterle aufgeboten, und sie haben gesucht auf allen Wegen und Straßen, und nach ihr geschrieen, und sind mit Fackeln

in den Wald gelaufen. Aber nichts war zu finden. Da ist dann der Kutscher den Morgen zurückgefahren, und hat auch in Seebach und Schappach nach ihr gefragt. Aber da war sie auch nicht. Und da hat der Herr Verwalter mich gleich abgeschickt, daß ich den gnädigen Herrn holen soll."

Von tödtlicher Angst gefoltert, jagte Alfons auf das Hüttenwerk. Der Kutscher wurde gerufen. Er erfuhr nun, daß sie eine Reisetasche und einen Koffer bei sich gehabt, und den lezteren nach Freudenstadt geschickt habe.

„Unglücklicher, der ich bin!" rief Alfons, als der Kutscher gegangen und er allein im Wohnzimmer war. „Ist sie entflohen? Mit Willen davongegangen?" Der Band des la Metrie fiel ihm ins Auge. „Wie kommt das daher?" rief er verwundert, und warf zornig das Buch zur Erde. Zwei Briefe fielen heraus. In dem anonymen Billet erkannte er Kingstrongs Handschrift. „Unseliger!" rief er, „muß deine Vielgeschäftigkeit solch ein Unheil anrichten?" Dann las er Vaillards Brief, und hörte auf, Kingstrong anzuklagen.

„Es ist klar, sie ist entwichen", sprach er. „Das ist die Schuld meiner Sünden, die über mich kommt; Großer Gott! Mein Weib und mein Kind!" Er brach in einen Strom bittrer Thränen aus.

Aber rasch raffte er sich auf. „Ich muß ihr nach, spornstreichs ihr nach." Er rief nach dem Verwalter. Dieser bestätigte ihm, daß die gnädige Frau über den gnädigen Herrn sich sehr erzürnt geäußert habe. Alfons ließ frische Pferde anspannen, nahm ein paar Knechte mit, und jagte mit ihnen das Thal hinauf. —

Minna war früh am Morgen nach Nagold gekommen.

Der nächste Weg nach Franken hätte sie über Stuttgard und Aalen nach Ansbach geführt, nach Ansbach wo ihre Eltern lebten. Allein sie wollte weder den nächsten Weg reisen, noch zu ihren Eltern zurückkehren. Ersteres nicht, weil sie auf einem Umweg, wo man sie nicht vermuthen würde, sicherer zu entkommen gedachte; lezteres, weil ihr Stolz sich dagegen empörte, daß sie als eine Verlassene und so gut wie Verstoßene vor diesen Eltern erscheinen sollte, von denen sie die Verbindung mit Alfons gleichsam ertrozt hatte. Einer solchen Demüthigung, namentlich vor ihrer Stiefmutter, konnte sie sich nicht aussezen! Ihr Plan war daher, zu ihrer Tante sich zu flüchten, welche auf ihrem Gute bei Eger lebte. Und zwar wollte sie einen Weg einschlagen, welcher sie zunächst anstatt dem Ziele zu nach Nordosten, vielmehr von Franken hinweg nach Osten führte; sie beabsichtigte nämlich über Tübingen, Reutlingen und Blaubeuren nach Ulm, und von dort nach einem Rasttag weiter nach Donauwörth und Nürnberg zu reisen, von wo sie über Baireuth und Wunsidel Eger noch vor dem Ablauf des Oktobers zu erreichen hoffte.

Aber schon in Nagold fühlte sie sich unwohl; heftiges Seitenstechen quälte sie; sie mochte sich wohl gestern Abend erkältet haben. Sie ließ sich einen warmen Thee bereiten, ging dann zu einem Trödler, wo sie einen abgetragenen Offiziersmantel kaufte, sich vor Wind und Kälte schüzen zu können; auch ihrem Moriz kaufte sie ein Ueberröckchen und eine Pelzmüze; nachdem dies geschehen war, trat sie die Weiterreise an. Aber zwei kostbare Stunden waren vergangen. Schon sauste Montclairs leichtester Wagen auf Freudenstadt zu.

Er hielt vor der Post, nur so lange als nöthig

war, um die Pferde zu wechseln. „Ist diese Nacht von hier eine Extrapost nach Nagold abgefahren?" — Der Posthalter that, als ob er es nicht wisse; der Müllerbursche hatte ihm anvertraut, daß der Herr mit dem Kinde ein protestantischer Flüchtling sei. Aber ein Stallknecht, der nicht in das Geheimnis eingeweiht war, antwortete unbedenklich Ja. „Eine Frau mit einem Kinde von zwei Jahren?" fragte Montclair weiter. „Ein Kind ist dabei gewesen", sagte der Knecht, „von einer Frau hab' ich nichts gesehen." „Was weißt denn du, alter verschlafener Simpel?" schalt ihn der Posthalter. „Hast wohl in deinem Schnapsrausch den Mantelsack des fremden Herrn für ein Kind angesehen! Troll dich hinein!" Mit dem Rausch hatte es seine Richtigkeit gehabt, daher wagte der Knecht nicht weiter zu widersprechen, obwohl er doch ganz deutlich sich zu erinnern glaubte, daß ein junger Herr mit einem Knaben zu Fuße gekommen und in den Wagen gestiegen sei.

„Da ist nichts gescheites herauszubekommen", sagte Montclair, „aber daß sie sich nach Nagold gewendet haben muß, soviel ist gewiß. Er fuhr also dorthin weiter. Und richtig, der Thorwärter in Nagold hatte eine Dame mit einem Knaben diesen Morgen einfahren sehen. Denn die in einen Herrn umgewandelte Minna hatte sich ja diese Nacht in ihr Shawl gehüllt.

Aber in der Post zu Nagold gab es neue Verwirrung. Keine Dame sollte angekommen sein. Ein junger Offizier sei diesen Morgen hier gewesen und nach Tübingen gefahren; von einer Dame wollte niemand etwas wissen. Alfons war überzeugt, daß er belogen werde; sicherlich, so dachte er, habe Minna die Leute bestochen, zu schweigen. Nur um so gewisser war er, daß Minna

nicht nach Tübingen sondern nach Stuttgard weiter gereist sei.

Dorthin eilte er ihr also nach. Um indessen recht sicher zu gehen, ließ er den beiden Knechten, die er mitgenommen, Pferde satteln, und hieß sie nach Tübingen reiten. In Stuttgard wolle er ihrer warten. Denn weiter gedachte er vor der Hand seine Reise nicht auszudehnen. Ereilte er sie dort nicht, so wollte er durch Briefe sie über ihren Irrthum aufklären und zur Rückkehr bewegen.

Er kam nach Stuttgard, ohne Minna — und ohne eine Spur von ihr gefunden zu haben. Mit höchster Spannung wartete er der Rückkunft seiner Knechte. Diese kamen den folgenden Tag, aber auch sie hatten nichts entdeckt. Der Wirth in Nagold hatte die Wahrheit geredet, aber auch der Stallknecht hatte nicht Unrecht gehabt. Sie waren an einer Extrapost vorbeigekommen, in welcher wirklich ein Offizier mit einem Knaben saß, aber der Knabe hatte einen langen Ueberrock an und eine Husarenmüze auf, und mußte — so meinten sie — wenigstens zwei Jahre älter sein, als Moriz.

„So hat ihr Entschluß sie am Ende doch gereut, und sie ist nach Hause zurückgekehrt“, sagte Montclair. „Sie kann von Freudenstadt den Weg über Schiltach und Wolfach eingeschlagen haben.“ Er hatte in Stuttgard, während er auf die Rückkunft der berittenen Boten wartete, bereits einen Brief an sie nach Ansbach an die Adresse ihres Vaters geschrieben, und gab denselben, um auf alle Fälle sicher zu gehen, auf die Post. Er selbst trat Tags darauf den Rückweg ins Schappachthal an.

Als er gegen Abend ans Klösterle kam, meldete man ihm, daß ein Knabe beim Beerensuchen unter dem

Haidekraut eine Hutschachtel gefunden, aus welcher ein zur Hälfte in sie hineingepropftes Frauenkleid heraushing. Das corpus delicti wurde vorgezeigt. Montclair erkannte das Kleid seiner Frau und die Schachtel, in welcher er seinen neuen Hut aufzubewahren pflegte. Jezt erst ging dem bisher mit Blindheit geschlagenen ein Licht auf. Als er heimkam, suchte er weiter nach. Es fehlte die Hutschachtel mit dem Hute; es fehlte ein vollständiger Anzug von ihm. In männlicher Kleidung also war sie entflohen. Sie war der Offizier; die Reiter waren an ihr vorbeigekommen und hatten sie entkommen lassen!

Schwermüthig ging er in dem verwaisten Hause herum, und wartete mit einer Ungeduld, die ihn keine Nacht schlafen ließ, auf eine Antwort von Ansbach. In diesen Tagen kam Vaillard. „Was haben Sie gemacht, Unglücklicher!“ rief er ihm entgegen, und erzählte ihm, was geschehen sei. Aber er mußte zugeben, daß Vaillard nach bestem Wissen gehandelt; er schlug sich die Brust und seufzte: „Meine Gottvergessenheit und Sünde war an all dem Unglück Schuld. Erst habe ich ihr selbst allen höheren Halt aus ihrem Herzen gerissen; dann habe ich den Egoismus zum Prinzip meiner Moral gemacht und sie durch Kaltsinn gequält, durch Heftigkeit beleidigt, und endlich habe ich sie gezwungen, mich zu verachten, mich zu verabscheuen.“

Herr Vaillard suchte ihn zu beruhigen, und wollte ihm einreden, seine Schuld sei nicht so groß. Aber davon wollte er nichts hören. Er wiederholte den Ausspruch Rousseau's: „Der bittre Vorwurf, sich selbst erniedrigt zu haben, wird das ewige Loos des Gefallenen bestimmen.“ „Gott hat mich bestraft, gerecht bestraft“, sezte

er hinzu. „Wenn ich mein Weib und mein Kind wiedergewinne, so wird mir das ein Zeichen sein, daß er sich mein erbarmen will, daß er mich nicht auf ewig verworfen hat."

„Sie haben innegehalten auf dem Irrweg", sagte Baillard; „Sie sind stehen geblieben vor dem Abgrund; Sie haben sich gebessert, sich noch besonnen, ehe Sie den Weg der Tugend verlassen haben."

„Und dafür", rief Alfons, „dafür, daß ich nicht noch schlechter gehandelt habe, soll Gott mich belohnen, darum soll er, was ich schlecht gehandelt, mir verzeihen?"

Baillard war nicht im Stande, den Niedergeschmetterten auf jenes bessre Unterpfand der göttlichen Gnade zu verweisen, das uns auch in der schwersten Trübsal nur die züchtigende, nicht die strafende Hand Gottes erkennen lehrt, indem es uns Den zeigt, an dessen Kreuze die Schuldschrift ausgelöscht und der Gerechtigkeit ewige Genüge geleistet ist. Diesen Hort und Anker kannte Baillard selbst nicht. Wäre Beilmann noch da gewesen, der hätte den unglücklichen Mann zu trösten vermocht. Aber das empfand Montclair als eine seiner größten Verschuldungen, daß er diesen stillen, frommen, braven Mann zum Dank für Jahre-lange treue Dienste ins Elend gestoßen — aus Haß gegen den Gott, den er verehrte. „Damals", seufzte er, „als das Boot unter uns barst, als der Lästerer in die Tiefe versank, damals hat der Finger des Allmächtigen mir gedräut. Mit halbem Ohre habe ich darauf gehört; ein paar Tage lang ging mirs in der Seele herum; dann hat mein troziger Hochmuth wieder die Oberhand gewonnen."

Einige Tage nach Baillards Besuch traf ein Brief von Ansbach ein. Aber nicht von Minna's Hand. Der

Kanzleidirector schrieb: „Werthgeschäzter Herr Schwiegersohn! — Ist es eine Mystification, daß Sie einen Brief an Ihre Frau hieher an mich addressiren, während Ihre Frau sich doch weder hier befindet, noch mir der Besuch derselben angekündigt ist? Für den Fall, daß dieselbe mich hätte überraschen wollen, und durch einen Zufall verspätet worden wäre, so daß sie also noch eintreffen würde — für diesen Fall werde ich den Brief noch einige Tage liegen lassen, alsdann aber ihn an Sie zurückschicken. — Uebrigens bleibt mir unbegreiflich, wie meine Tochter überhaupt dazu kommen kann, eine so weite und beschwerliche Reise ohne ihren Mann zu machen. Hochachtungsvoll — der Ihrige, Ballhard."

„Sie ist nicht — noch nicht in Ansbach?" rief Alfons. „Aber freilich, wenn sie einen Umweg über Tübingen gemacht hat, so muß mein Brief vor ihr angekommen sein."

Es vergingen zehn Tage; da kam wieder ein Brief von Ansbach. Er riß ihn auf; sein Brief an Minna fiel ihm uneröffnet in den Schooß.

Er wäre beinahe umgesunken. Augenblicklich schrieb er an den Kanzleidirector, berichtete ihm, ohne sich selbst zu schonen, alles Vorgefallene, und bat ihn, seine Bemühungen mit den seinigen zu vereinigen, um die Verlorene aufzufinden.

Aber auch ihm kam jezt der Gedanke, daß Minna etwa zu ihrer Tante gereist sein könne. Auch an die Stiftsdame schrieb er einen Brief. Aber von Ansbach erhielt er nie — von Eger spät eine traurige Antwort.

Als der Kanzleidirector Montclair's Brief erhielt, ward er vor Schrecken vom Schlag gerührt. Die Stiftsdame, als sie Montclair's Brief erhielt, ward vor Jam-

mer ebenfalls krank; auch von der Directorin erhielt sie eine schriftliche Anfrage, ob Minna etwa zu ihr sich gewendet habe, und dieses Schreiben war mit bittern Bemerkungen über das große eheliche Glück, das sie mit ihrer Kuppelei zu Stande gebracht, reichlich ausgestattet. „Sie haben Minna ins Elend geschickt, und mein armer, vom Schlag gelähmter Mann muß nun Ihre Thaten büßen.“ So schrieb sie. Die Stiftsdame kam außer sich; Gewissensbisse und Kummer warfen sie aufs Krankenlager. Erst nach einigen Wochen vermochte sie zu antworten — zu antworten, daß Minna nicht nach Eger gekommen, daß sie nichts von ihr wisse.

Als der Kanzleidirector diese Antwort hörte, traf ihn ein zweiter Schlaganfall. Tags darauf war er eine Leiche.

Montclair hatte inzwischen eine zweite Reise unternommen; er hatte die Spur des vermeintlichen Offiziers verfolgt. Von Station zu Station hatte er sich erkundigt; obgleich damals schon einige Wochen seit Minna's Entweichen verflossen waren, so hatte er doch — wenn auch mit Mühe — soviel herausgebracht, daß sie von Tübingen nach Reutlingen und Urach, von da nach Blaubeuren, und endlich nach Ulm gefahren sei. Aber hier hörte jede Spur auf. Ein Offizier mit einem Kinde war angekommen, dessen wollte man sich erinnern; aber wohin er weitergereist, wußte der Posthalter so wenig zu sagen, als in welchem Gasthof er logirt habe. Nur soviel erinnerte er sich gewiß, daß der Offizier keine Extrapost weiter fort bestellt habe.

So schien es also, daß sie den Postwagen nach Donauwörth bestiegen habe. Dorthin reiste Alfons, aber vergeblich; weder unterwegs noch in Donauwörth

hatte irgend jemand das geringste von einem Offizier mit einem Kinde gesehen. Alfons fuhr nach Ulm zurück, fragte in allen Gasthöfen, und erhielt die gleiche Antwort. Er fuhr nach Aalen, nach Ellwangen, nahm den Rückweg über Nördlingen und Neresheim — nirgends eine Spur.

Verzweiflungsvoll kehrte er heim, und nun traf der Brief der Stiftsdame ein, und steigerte seine Verzweiflung. Auch seines Schwiegervaters Tod hatte er auf dem Gewissen. Und was war aus seiner armen Minna, aus seinem armen, armen Moriz geworden? Er dachte nicht mehr an das, was er verloren; er konnte nur noch an ihr Schicksal denken. Mit unerschöpflicher Selbstquälerei malte er sich tausend schreckliche Bilder aus, was ihnen begegnet, wie sie verunglückt, wie sie von Räubern beraubt und ermordet seien. Ein Gedanke daran, daß doch auch Minna ihrerseits Unrecht gehabt, auf einen bloßen Verdacht hin ihren Mann zu verlassen, konnte dabei gar nicht in ihm aufkommen. Hatte sie gefehlt, so war sie über die Maaßen — wer weiß wie gräßlich — bestraft. Die Schuld der Urheberschaft alles dieses Leidens blieb doch auf seinem Haupte lasten.

Sein Haar ward binnen weniger Wochen grau; er aß kaum zur Nothdurft; er bekümmerte sich nicht mehr um seine Berg- und Hüttenwerke; wie ein Schatten schlich er umher. Wenn der Abend kam, saß er auf dem Sopha, wo einst in den besseren Tagen seiner Ehe Minna gesessen, wo Moriz zu seinen Füßen gespielt hatte, und nezte den so schrecklich verwaisten Plaz mit nicht zu stillenden Thränen.

Wie würde Beilmann des Unglücklichen sich angenommen haben! Der neue Verwalter, dieser weltläufige

Mann, wie ihn Alfons in den Tagen seines Glückes sich nur immer hätte wünschen mögen, war nicht so unbescheiden, sich um das Unglück seines Herrn zu bekümmern. Er beschränkte sich darauf, mit Eifer seine Stelle zu versehen, und die Arbeiter und Knappen mit mistrauischer Strenge zu behandeln.

Eines Tages war Alfons verschwunden. Man fand eine leztwillige Verfügung, worin er Herrn Vaillard und nach dessen Ableben Junot zu Curatoren seines Eigenthums ernannt hatte, mit dem Auftrag, dasselbe seiner Frau und seinem Kinde, falls diese je noch zum Vorschein kämen, zu übergeben. Sollte in vierzig Jahren sich keine Spur von ihnen gezeigt haben, so solle der Besiz an eine wohlthätige Anstalt fallen.

Man schloß daraus, daß Alfons Hand an sich selbst gelegt habe.

In der verzweiflungsvollen Ueberzeugung, daß er von Gott verworfen sei, ging er wirklich mit diesem schrecklichen Gedanken um. Indem er sich die gräßlichsten Arten dachte, wie die Seinen geendet haben könnten, dachte er sich selbst eine noch gräßlichere zu. Ein alter verlassener Schacht war einige Stunden entfernt im Walde. Dort wollte er sich hinabstürzen, um durch Zerschmetterung oder durch Hunger sein Leben zu enden.

Zwei Stunden nach Mitternacht war er aufgestanden, zum Hofe hinausgeschlichen; schaurig wehten die Wolken über das Thal; die Mondsichel war am Untergehen, der Wind rauschte durch die kahlen Aeste. Ein leichter Schnee war wieder weggethaut; auf dem feuchten Grunde schritt Montclair dem Walde zu. Die Heher krächzten über den Tannen. Er kannte den Weg; er stieg den Berg empor; weiter wanderte er in dem

Dickicht; der Tag graute, und ein fahles Morgenroth stieg im Osten auf. „Diese Sonne werde ich nicht sehen“, sagte er. Er begrub sich wieder in ein waldiges Thal, erstieg eine zweite Anhöhe, und der Eingang zum Schacht lag vor ihm. Morsche Bretter waren darübergedeckt. Er that einen festen Tritt auf eines derselben, welches nothwendig brechen und ihn in den Schacht versenken mußte. Aber da fühlte er sich plözlich von einer dürren rauhen Hand gehalten und mit Gewalt zurückgerissen.

Erschreckt blickte er um sich; ein eisengraues Gesicht schaute in das seine — ein bekanntes Gesicht. „Weg! weg!“ schrie Alfons, „Entsezlicher! bist du ein Geist, und kommst mich zu quälen? Gift, brennendes Gift in meine Wunden zu gießen? mich zu mahnen an die Tage, wo ich sie, sie zuerst gesehen, sie geliebt, ihr Treue gelobt habe? Fleuch, Entsezlicher! laß mich los! laß mich hinunter in die Nacht! in den Abgrund!“

Aber der Feilenhauer ließ ihn nicht los. Mit überlegener Gewalt zerrte er ihn rückwärts, einige Schritte weit, bis Montclair, von der Erschütterung seines Innern überwältigt, bewußtlos zu Boden sank. Als er wieder erwachte, fand er sich in einer kleinen, engen, armseligen Strohhütte. Der Alte stand vor ihm, und reichte ihm ein Glas Wein.

„Trinke, trinke, mein Sohn“, sagte er, „du bedarfst der Stärkung. Wir haben einen weiten Weg vor uns.“

Montclair wußte nicht, wie ihm war. Es war ihm neu, daß der Feilenhauer Du zu ihm sagte, und ihn Sohn nannte, und doch kam es ihm natürlich vor. Er sezte das Glas gehorsam an die Lippen, und trank. „Hier bleiben darfst du nicht“, fuhr der Alte fort, und

auch dagegen hatte Alfons nichts einzuwenden; hier bleiben wollte er ja nicht, er hatte ja sein Testament gemacht, hatte mit dem Leben, wenigstens mit seinem bisherigen Leben, abgeschlossen.

„Habe ich dirs nicht gesagt?“ hub der Feilenhauer wieder an, „an dem Tage, wo dein Weib ins Bergwerk fahren würde, da würden die Geister meines Urgroßvaters los werden, und dein Glück ein Ende haben?“

„O laß mich, verschone mich mit diesem Zeug!“ rief Montclair. „Die bösen Geister sind schon lange zuvor los gewesen, aber nicht die deines Urgroßvaters; deren hat es nicht bedurft.“

„Was schwazest du da?“ sagte der Feilenhauer. „Doch du bist müde; ich will nicht mit dir streiten. Es war überhaupt das lezte Wort, was ich von jenen Geistern gesprochen habe; ich darf sie von jezt an nicht mehr nennen, sonst kommen sie uns nach. Hörst du, sprich um Gotteswillen nicht mehr von ihnen; nur wenn wir von ihnen schweigen, werden wir von ihnen befreit. Wir müssen fort! fort! Steh auf, es ist Zeit!“

„Wie kommst du aber hieher? Wie hast du mich hier gefunden?“ fragte Alfons.

„Mir hat geträumt, ich sähe dich an einem Abgrund stehen; es war der Fels auf dem Waldstein, nur noch viel höher und steiler; du wolltest hinunterklettern und ich sah dich fallen. Ich wachte vor Schrecken auf, und konnte vor Angst nicht mehr einschlafen. Da dacht' ich mir, daß das Unglück geschehen sei, vor dem mirs immer gebangt hatte, das Unglück mit dem Bergwerkbefahren. Und da hab' ich gemeint, ich müsse kommen und dir helfen, wenn dirs schlecht ginge. Und so hab' ich mich auf den Weg gemacht; durch Kesselflicken hab' ich mir

mein Brod verdient, und so hab' ich mich nach und nach durchgefunden bis hieher. In der Nachbarschaft habe ich mich hier und dort nach dir erkundigt, und da hab' ich gehört, was passirt ist, daß sie ins Bergwerk ist, und daß du dich mit ihr entzweit hast, und daß sie auf und davon ist, und niemand von ihr weiß. Da hab' ich mir dann hier die alte Hütte wieder ein wenig hergerichtet, und da wohne ich seit acht Tagen, und alle Nacht bin ich um dein Haus geschlichen, und so auch heute Nacht. Und wie ich dich mitten in der Nacht habe fortgehn sehn in den Wald, da bin ich dir leise nachgeschlichen, denn ich habe gedacht: der hat nichts Gutes vor. Aber es ist genug. Wir müssen fort!"

Sie gingen fort. Wohin? hat Alfons selbst nicht gewußt. Tagereisen weit wanderten sie durch Wälder und Einöden. In irgend einer entlegenen Wildnis hat Alfons in einer Höhle gelebt. Der Feilenhauer ist als Kesselflicker umhergezogen, und hat ihm seinen Lebensbedarf heimgebracht. Da der Alte auch Körbe zum Verkauf umhertrug, so ist es wahrscheinlich, daß Montclair mit Korbflechten sich beschäftigte. So lebte er als ein lebendig todter. Ob und mit welchem Erfolg er bemüht war, seinen alten treuen Wohlthäter von dessen irrsinnig-abergläubischen Phantasien zu heilen, wer vermag das zu errathen?

Neunzehntes Kapitel.

Im Försterhaus.

Wohl dem, der ein tugendsam Weib hat;
deß lebet er noch eins so lang.
Göthe im Göz.

Wenn auch die schweren Zerwürfnisse, welche Montclairs Ehe zerrissen haben, in tieferliegenden Schäden ihren Grund hatten, als etwa in einer bloßen Charakterverschiedenheit, so muß man darum doch nicht etwa glauben, daß eine Ehe, welche auf gutem Grunde christlicher Frömmigkeit ruht, ohne alle Trübungen verlaufe und ununterbrochen einem Paradiese gleiche. Menschen, mit Sündenschwachheit behaftet, sind keine Engel; auch in einer christlich geführten Ehe kommen Mishelligkeiten vor; nur bleiben diese auf der Oberfläche, und werden, da jeder Gatte bereit ist, die Schuld bei sich zu suchen und die des Lebensgefährten zu verzeihen, rasch und gründlich wieder ausgeglichen, sodaß man sich einander nichts nachträgt; vielmehr tritt erneute ja erhöhte Liebe an die Stelle des Misverständnisses.

„Sollten wir nicht" sagte Paul draußen in der Küche leise zu Anna, stockte aber sogleich wieder; denn sie warf ihm einen Blick entgegen, in welchem ein: „Du wirst Dir doch nicht einfallen lassen!" sich ziemlich

deutlich ausdrückte. „Ich meine, liebe Anna," hub er wieder an, „wir sollten Samariterdienst thun, und die arme kranke Frau bei diesem abscheulichen Schneewetter nicht aus dem Hause stoßen. — Sie kann nicht weiter; es wäre ihr Tod."

„Weißenstadt ist nur eine kleine Stunde entfernt. Warum kann sie nicht dorthin?"

„Du weißt ja, daß sie keinen Heller Geld mehr hat. Was bliebe ihr übrig, als von Haus zu Haus zu betteln mit dem hübschen armen Kinde. Und dann müßte sie doch wieder weiterziehen. In ganz Weißenstadt, das weißt Du selbst, ist keine Anna."

Etwas besänftigt, antwortete die Försterin: „So soll sie dort in eine Herberge gehen und wir wollen das Kostgeld für sie zahlen. Mehr hat auch der barmherzige Samariter nicht gethan."

„Anna, warum halb? warum nicht ganz? — Der barmherzige Samariter war ein Stümper. Ich kenne einen bessern und du kennst ihn auch, der hat nicht bloß ein paar Groschen, sondern sein Herzblut dahingegeben, und der wird dereinst sprechen: Ich bin ein Gast gewesen und Ihr habt mich beherbergt. Hast doch auch den kleinen Wenzel mit Freuden aufgenommen?"

„Aber Paul, wenn wir jeden Bettler, der vor unsre Thür kommt, aufnehmen sollen, wo soll das hinaus? Ich begreife dich nicht!"

„Diese Frau sieht mir nach was besſrem aus, als nach einer Landstreicherin. Sie sagt, sie habe eine wohlhabende Verwandte bei Eger, und an die wolle sie schreiben. Ob wir ihr denn nicht ein Obdach geben wollten nur die zwei Tage, bis sie Antwort und Geld bekomme."

„Aber wie sollte das denn möglich zu machen sein. Du mußt doch selbst einsehen, daß es nicht geht. Sie kann doch nicht auf Stroh schlafen droben im Speicher, wo der Schnee durch die Luken hereinweht? — Oder soll ich dieser schwindsüchtigen Person vielleicht mein Bett einräumen? willst du, daß ich von derselben Krankheit angesteckt werde?“

„Nein, Anna. Aber es ist noch das Bett da von der Magd, die du während deiner Krankheit dir halten mußtest. Das stellen wir hinüber in die gute Stube —“

„In die gute Stube?! Diese fremde Person soll ich in meine gute Stube legen?“

„Leise! Leise! Man hört ja drinnen, was wir reden. Der Knabe ist gesund wie ein Fisch. Der kann bei Wenzel schlafen; das Bett ist breit genug.“

„Lieber Paul, schlag dir diesen Gedanken aus dem Sinn. Du kannst das nicht im Ernste wollen.“

„Ich will es im Ernst“, sagte Paul bestimmt. „Ich habe es ihr schon zugesagt. Ich dachte nicht, daß ich bei meiner Anna auf Schwierigkeiten stoßen würde.“

„Das ist zu arg“, murrte Anna. „Das geht weit.“ Aber Paul war in die Wohnstube gegangen. Anna fuhr unwirsch in der Küche herum. „Mir dieses fremde Weib auf den Hals zu laden, und das fremde Kind dazu. Und das soll bei unserm Wenzel schlafen!“ Sie ging auf den Speicher hinauf, und schleppte das Bett herunter in die gute Stube. Paul eilte ihr nach, und half ihr die Bettlade tragen. Aber er bekam kein Wort, keinen freundlichen Blick. Er seinerseits schwieg auch, allein er sah weder mürrisch noch triumphirend darein; er sah überhaupt Anna nicht viel an, sondern war nur

aufmerksam auf die Gegenstände, die er trug, daß er nirgends damit anstoße. Und wie das Bett aufgeschlagen dastand, sagte er sanft: „Anna, für diesen Gehorsam wird Gott dich segnen.“ Da schmiegte sie sich an ihn, und sagte leise: „So etwas thut man aber auch nur einem Paul zu Liebe.“

„Nicht mir zu Liebe, Anna!“ erwiderte er. „Ich habe überhaupt kein Recht, ein solches Opfer von dir zu verlangen. Du weißt selbst, wem zu Liebe du es gethan hast.“

So zog er sie hinüber in die Wohnstube. Da saß die Kranke mit bleichen eingefallenen Wangen, auf denen noch ein paar verrätherische rothe Flecken aufglühten. Mit dem dreijährigen Wenzel spielte ein etwas jüngerer Knabe. Jedes neue Spielzeug, das Wenzel herbeischleppte und ihm zeigte, nahm er und trug es zu seiner Mutter, und rief in seliger Lust: „Schau! Mama! Mama!“

Als Anna der Fremden erklärte, daß sie bis auf erhaltene Antwort hier im Hause bleiben könne, da fiel diese, von unaussprechlicher Rührung überwältigt, vor ihr auf die Kniee, ergriff ihre Hand, bedeckte sie mit ihren Thränen, und stammelte: „Solch ein Erbarmen ist nicht von dieser Erde; es ist höheren Ursprungs. Ja, es muß wahr sein; er, der diese Liebe in eure Herzen gepflanzt hat, er muß mehr als ein Tugendlehrer, er muß Gott sein, Gottes ewiger Sohn! Jezt glaube ich es, was ich so lange bezweifelt habe; jezt erfahre ich es. Das ist sein Geist. O wie wird sein Segen triefen über euch!“ Sie konnte vor Schluchzen nicht weiter sprechen. Anna hob sie auf, und bat sie, sich nicht durch Weinen aufzuregen, und den Liebesdienst,

den man ihr leiste, nicht höher anzuschlagen, als er verdiene. Der Kleine war, als er seine Mutter auf den Knieen liegen und weinen sah, ängstlich herbeigelaufen und rief klagend: „Mama, weweh!“ Anna hob ihn empor, und drückte ihn an sich, und küßte ihn.

Sie brachte der Kranken Papier und Tinte, und ging dann in die Küche, um Holz zu holen und in der guten Stube einzuheizen. Paul ging ihr nach. Sie ergriff seine Hand, und sagte: „Vergib mir, Paul! — Ach, wie bin ich beschämt.“ —

Minna war den Tag nach ihrer Abreise von Nagold nach Ulm gelangt, fühlte sich aber schon auf den lezten Stationen vor dieser Stadt so krank, daß sie nur mit Schauder an ihre und ihres Kindes Lage denken konnte. Das schmerzliche Seitenstechen bei jedem Athemzug hatte bedeutend zugenommen, und war fast unerträglich. Fieber jagte durch ihre Adern. „Was soll aus mir werden?“ dachte sie; „ich bin krank, schwer krank. Ich kann nicht weiter; aber wo werde ich Aufnahme, wo Pflege finden? Im Spital wird man eine Fremde nicht aufnehmen. Und wenn ich sterben sollte, was wird dann aus meinem armen Kinde werden? O Gott, deine Hand liegt schwer auf mir! Willst du mich bestrafen, daß ich entflohen bin? Aber du selbst hast's ja gewollt. Um dir zu dienen, um in deiner Furcht dies Kind zu erziehen, bin ich aus der Stätte entronnen, wo man dein vergaß und dich lästerte. Gott, erbarme dich meines Kindes! erbarme dich meines Kindes!“

Aus ihren Sorgen wurde sie geweckt durch das stärkere Rasseln des Wagens, der jezt langsam über ein holprichtes Pflaster dahin fuhr. Sie warf einen Blick

aus dem Wagen, und las auf einem Schilde; „Melchior Weiler, Drechslermeister.“ Da leuchtete ein Bliz der Freude über ihr Antliz. „Du hast dich erbarmt, großer gnädiger Gott!“ lispelte sie.

Sie hatte in dem Flecken Kloster-Heilsbronn, wo ihr Vater früher angestellt gewesen und wo sie geboren war, eine Schulkamerädin gehabt, Rosa, eines wohlhabenden Gerbers Tochter, mit der sie durch eine herzliche Freundschaft verbunden gewesen, und mit der sie, nachdem ihr Vater in die Residenz versezt worden, sogar noch eine Zeitlang Briefe gewechselt hatte. Der lezte Brief, den sie von Rosa — es waren fast vier Jahre her — erhalten, meldete ihr deren Verlobung mit einem Drechslermeister Weiler in Ulm. Daran wurde sie durch das Schild erinnert.

Der Wagen hielt an der Post; sie übergab den Koffer und Mantel einem Beamten, und machte sich mit ihrem Moriz auf den Weg nach jenem Hause. „Gibt es hier mehrere Drechsler, welche Weiler heißen?“ fragte sie unterwegs eine Vorübergehende. „Nei, s'ischt nur einer da, der Melcher“, lautete die Antwort; „da laufet Sie nur grad die Gassen a!“

Sie trat in den Laden; der Drechsler stand darinnen, und dessen Frau kam eben aus der Wohnstube. Es war Rosa. Minna in ihrer Herrenkleidung trat auf leztere zu mit den Worten: „Erinnern Sie sich Minna Ballhard's noch?“ Mit einem Schrei fuhr Rosa einen Schritt zurück; sie erkannte Minna's Stimme und Gesicht; aber über den Männeranzug erschrack sie. „Herrje, Minna!“ rief sie. „Welche Maskerade!“

„Kann ich dich einen Augenblick unter vier Augen sprechen, liebste Rosa?“ fragte jene, und Rosa trat mit

ihr in die Wohnstube. Sie erzählte ihr mit kurzen Worten, daß sie seit drei Jahren verheirathet sei an einen Bergwerkbesizer im Schwarzwald; daß sie auf dem Wege sei, ihre Eltern zu besuchen; daß ihr Mann, mit dem sie unglücklich lebe, sie habe allein reisen lassen; der Sicherheit wegen habe sie Männertracht gewählt. Nun fühle sie sich aber krank, sehr krank —"

Und wie sie soweit gekommen, sank sie, durch das Sprechen erschöpft, in Rosas Arme, und blieb einige Minuten lang völlig ohnmächtig. Als sie wieder zum Bewußtsein kam, bat sie, Rosa möchte ihr unter diesen traurigen Umständen behülflich sein, daß sie im Spital Aufnahme finde. „Wo denkst du hin?" rief Rosa. „Ich werde meine beste, treuste Jugendfreundin ins Spital schicken? Da müßte ich mich ja vor deinem Herrn Vater zu todt schämen. Nein, du bleibst bei mir. Wir haben ein ganz nettes Gaststübchen. Es geht zwar in den Hof, aber es hat die Morgensonne. Aber wo hast du denn dein Reisegepäck? Warum hast du das nicht sogleich mitgebracht?"

Der Koffer und der Mantel wurden aus der Post geholt. Minna bezog das Gastzimmerchen; sie mußte sich sogleich zu Bette legen, und Rosa schickte nach dem Arzt. Dieser machte ein bedenkliches Gesicht; er entdeckte Rosa, es sei eine heftige Brustfellentzündung; der Zustand sei gefährlich; er gebe zwar die Hoffnung nicht auf, die Kranke zu retten; aber er fürchte sehr, daß ein chronisches Lungenleiden zurückbleiben werde. Die Patientin dürfe kein Wort sprechen und müsse in völliger Ruhe gelassen werden.

Die Verordnungen des Arztes wurden treulich befolgt. Minna beobachtete das ihr gebotene Schweigen,

nachdem sie nur noch eine einzige, dringend nothwendige Mittheilung ihrer Freundin ins Ohr geflüstert hatte. Ihr Mann, sagte sie, sei auf abscheuliche Wege gerathen, er sei ihr untreu, sei dabei ein Gottesleugner und führe ein schreckliches Leben; um des zeitlichen und ewigen Wohles ihres Kindes willen sei sie entflohen. Sie werde aber verfolgt. Um ein Haar sei sie ergriffen worden; nur ihrer Verkleidung habe sie es zu danken, daß zwei Reiter, Knechte ihres Mannes, die vor Tübingen sie eingeholt, sie nicht erkannt hätten. Rosa möge also alles thun, ihre Anwesenheit geheim zu halten.

Rosa berieth sich mit ihrem Manne und dem Arzt. Da das Vorhandensein einer Kranken im Hause sich nicht verheimlichen ließ, so beschloß man, Minna für eine Base Rosas aus Kloster-Heilsbronn auszugeben, welche zum Besuche gekommen aber erkrankt sei. Den kleinen Moriz ließ man nicht aus dem Hause. Er saß entweder still spielend an seiner Mutter Bett, oder er vergnügte sich mit der drei Jahre alten Lina, Rosas Kinde, im Hof und in der Wohnstube.

Alfons, als er in Ulm in allen Gasthöfen Erkundigungen einzog, ging mehr denn einmal an dem Hause vorüber, in welchem seine Gattin zwischen Leben und Tod schwebte, und sein Moriz in der Werkstatt den Gesellen zusah, wie sie ein Kegelspiel für ihn drehten. —

Nach vierzehn Tagen brach sich die Wuth der Krankheit; die Gefahr war gehoben; nach weiteren vierzehn Tagen, als Alfons längst wieder in seinem verwaisten Wohnzimmer saß, war Minna soweit hergestellt, daß sie ihre Reise fortsezen konnte. Der Verkleidung bedurfte sie nicht mehr; sie trug nun die Frauenkleider, die sie in ihrem Koffer mitgenommen; sie verkaufte den

Mantel und die übrigen männlichen Kleidungsstücke an einen Trödler und kaufte sich einen warmen Frauenmantel. Den Arzt und Apotheker bezahlte sie, und beschenkte Rosas Dienstmädchen anständig. Das machte freilich ein großes Loch in ihr Reisegeld; sie mußte sich zusammennehmen, um Eger zu erreichen.

Rosa hätte sie gerne noch länger gehalten; aber der Arzt selbst erklärte es für räthlich, daß sie vor dem Eintritt des rauhen Winterwetters ihr Ziel zu erreichen suche. Denn so wohl sich Minna fühlte, so wenig konnte dies den erfahrenen Arzt täuschen. Er sah, daß seine Befürchtung eingetroffen war, daß Tuberkeln an einer gefährlichen Stelle der Lunge sich gebildet hatten. „Halten Sie sie nicht auf", sagte er zu Rosa, „es kann eine eilende Schwindsucht daraus werden."

Da kam eines Tages der Drechslermeister nach Hause, und brachte Minna die, wie er meinte, angenehme Nachricht, daß in der Krone eine Retour stehe, die über Aalen, Ellwangen, Dinkelsbühl und Ansbach nach Nürnberg fahre. Es sei erst ein einziger Plaz besezt, von einer Frau, die nach Ellwangen reise. Er habe dem Kutscher gleich gesagt, er solle die andern Pläze nicht vergeben, bis er Antwort von ihm habe.

Minna, welche ihrer Freundin gesagt hatte, sie wolle ihre Eltern in Ansbach besuchen, war nun in großer Verlegenheit. Daß und warum sie mit den eigenen Eltern nicht gut stehe, mochte sie nicht gerne offenbar werden lassen. Sie hätte sich geschämt, es erzählen zu müssen, wie sie ihren Mann wider der Eltern Willen geheirathet habe, und nun so übel mit ihm gefahren sei. Sie überlegte sich nun, daß bei ihrem jezigen bleichen Aussehen ohnehin nicht leicht jemand in Ans-

bach sie wieder erkennen werde; überdies könne sie ja den Schleier vor's Gesicht nehmen. So entschloß sie sich denn, die günstige und billige Fahrgelegenheit zu benüzen. In Ansbach angelangt, wollte sie augenblicklich Extrapost nehmen und nach Nürnberg weiterreisen.

Es wurde also die Sache mit dem Retourkutscher richtig gemacht, und am nächsten Tage reiste sie nach den wärmsten Danksagungen ab. Die Reise war aber sehr unangenehm. Zwar das Wetter war noch mild; aber den vierten Plaz im Wagen nahm ein dicker Lederhändler ein, der den ganzen Tag rauchte, was Minna sehr belästigte. Sie mußte unaufhörlich hüsteln, und all ihre Bitten halfen nichts. Dazu kam, daß der Kutscher äußerst langsam fuhr. In Heidenheim wurde Mittag gemacht; erst um vier Uhr fuhr der Mensch endlich weiter; in sinkender Nacht wurde Aalen erreicht. Hier verließ der Lederhändler glücklicherweise den Wagen; aber das Hüsteln verließ Minna nicht mehr. Den andern Tag hielt der Kutscher in Ellwangen zwei volle Stunden, bis er an die Stelle der hier ausgestiegenen Frau einen neuen Passagier gefunden hatte. So kam es, daß Minna erst um eilf Uhr Nachts Ansbach erreichte. Sie fühlte sich zu sehr erschöpft, um augenblicklich weiter reisen zu können. Sie bestellte Extrapost für morgen früh um sieben Uhr, ließ sich in dem kleinen Gasthof, wo der Kutscher angefahren war, ein Zimmer geben, schrieb sich als Frau Grünemann ins Fremdenbuch, und legte sich, ohne daß jemand in dieser blassen abgezehrten Frau die Tochter des Kanzleidirectors erkannt hätte, zu Bette.

Als sie den andern Morgen zur Stadt hinausfuhr, war es ihr eigen zu Muthe. Der Wagen rollte durch

die bekannten Straßen dahin, am Schlosse vorbei, und dann langsam die Allee hinauf. Sie sah hinunter auf die entlaubten Wipfel des Schloßgartens, sie blickte hinaus über das anmuthige Thal, welches eben ein Strahl der aufgehenden Sonne beleuchtete; sie schaute hinüber auf die Dächer und Thürme der freundlichen Stadt. Ein feierliches Geläute erhub sich. Ein tiefes Heimweh ergriff sie. Sie war nahe daran, den Postknecht umkehren zu heißen, und in das Vaterhaus zu eilen. Aber ihre Vernunft sagte Nein. Sie wollte bei ihrem ersten Plane bleiben; bei ihrer Tante fand sie ein liebendes, mitleidiges Herz. Zu ihrem Vater wäre sie gegangen — wäre nur er allein es gewesen, sie hätte die Scham überwunden, und ihm eingestanden: „ich habe mich in Alfons geirrt"; aber die Vorwürfe und den Hohn ihrer Stiefmutter zu ertragen, das war bei ihrem leidenden Zustande zu viel für sie.

In der That würde sie ihren Vater auch gar nicht getroffen haben. Das feierliche Geläute der Glocken, das weithin durch's Thal hallte, es begleitete mit seinen ernsten Klängen einen großen, stattlichen Leichenzug, der drunten durch die Straßen der Stadt sich nach dem Kirchhof bewegte. Minna konnte von dem Leichenzuge nichts sehen, nicht sehen, wie in dem ersten Wagen ein Jüngling saß, der das Taschentuch nicht von den verweinten Augen brachte. Aber das Todtenglöckchen hörte sie jetzt deutlich bimmeln. „Wer wird begraben?" fragte sie den Postillon. Aber der Postillon wußte es nicht.

Sie kam am Mittag in Nürnberg an. Weiter mit Extrapost zu reisen, erlaubte der Stand ihrer Kasse nicht. Sie hatte gerade noch so viel, um einen Plaz im Postwagen über Baireuth nach Eger zu nehmen.

Als sie im Begriffe war, dies zu thun, überfiel sie ein heftiger Schmerz auf der Brust. Dem Schmerz folgte ein noch heftigerer Husten; es kam Blut. Sie fühlte sich zum Tode matt. Sie schleppte sich mit ihrem Kinde in den nächsten Gasthof. An Reisen war nicht zu denken.

Sie mußte einen Arzt kommen lassen. Drei Tage mußte sie in Nürnberg bleiben. Das verzehrte soviel von ihrem Gelde, daß der Rest noch eben reichte, um mit dem Postwagen nach Baireuth zu kommen. In Nürnberg kannte sie keinen Menschen, und war zu stolz, den Arzt um ein Darlehen anzusprechen. Sie honorirte ihn vielmehr, und dachte, in Baireuth wolle sie ihre Uhr und ihre Ohrgehänge verkaufen, und mit dem Erlös nach Eger fahren.

Sie erreichte Baireuth, indem sie Tag und Nacht reiste. Aber in der Nacht schnob ein kalter Wind, und des Morgens lagen die Berge voll Schnee. Ihr war sehr übel, sie fühlte sich bald von Fieberfrost geschüttelt, bald glühten ihre Wangen von fliegender Hize. Sie ging mit ihrem armen Kinde in mehrere Läden; man wollte nichts von ihren Schmucksachen. Endlich gab ihr ein Jude für Uhr und Ohrgehänge ein paar lumpige Gulden. Sie bedachte, daß sie ihres, zur Hälfte leeren Koffers nicht mehr bedürfe. Sie packte die Wäsche, die darin war, in ein Tuch, und verkaufte den Koffer. Sie löste einen Thaler dafür.

Das Geld reichte aber noch nicht, um nach Eger zu fahren. Wie sie sich besann, was sie etwa noch zu Gelde machen könne, so sah sie einen angeschirrten offenen Wagen vor einem Wirthshaus stehen, und der Fuhrmann rief ihr zu: „Wollen Sie mit nach Münch-

berg fahren?" Bei dem Worte Münchberg fiel ihr der alte Finanzrath Zepp ein. „Wieviel soll's kosten?" fragte sie. Was der Mann verlangte, war fast ebensoviel, als sie für ihre Effekten gelöst hatte. Es blieben ihr noch einige Kreuzer für ein sehr schmales Mittagessen. Sie suchte herunterzuhandeln, aber vergeblich. So entschloß sie sich denn, kaufte ihrem Moriz, der noch nichts gefrühstückt hatte, ein Brödchen, und sezte sich ohne weiteres auf.

Es war ein offnes Wägelchen. Der Nordwind pfiff ihr ins Gesicht; sie hielt ihren Bündel Wäsche vor den Mund, und suchte sich zu schüzen, so gut es gehen wollte. Sie fühlte aber, wie ihr Fieber zunahm. Ich bin verloren, sagte sie sich; wenn ich nur das Kind zur Tante bringe.

Der Abend kam heran; der Blick auf Münchberg öffnete sich. Es war dieselbe Stelle, wo der Feilenhauer ihr sein leztes Abschiedswort zugerufen, als sie mit Alfons denselben Weg in umgekehrter Richtung fuhr. Ja, wie war jezt alles umgekehrt!

Das Wägelchen rollte im Dunkel der Nacht in das Städtchen hinein. Sie stieg aus, zahlte den Mann, und schwankte krank und müde mit ihrem schlaftrunknen Kleinen an das Haus des Finanzraths. Sie zog die Schelle. „Ist Herr Finanzrath zu sprechen?" — „Herr Finanzrath Zepp?" — „Ja." — „Der ist ja schon seit einem Jahre todt."

Die Erben hatten das Haus verkauft, und Minna stand auf der Straße als eine Bettlerin. Aber da konnte sie nicht stehen bleiben. Sie ging in den kleinsten Gasthof, ließ sich eine Stube geben, dem Kleinen

eine Suppe bringen, und sank trostlos weinend auf das Bett.

„Mama! Warum immer weiterreisen?“ fragte der Kleine. „Wollen heim, zu Papa!“

Der Armen ging ein Stich durchs Herz. Zum erstenmal kam ihr ein Gedanke, sie habe nicht Recht gethan, daß sie den Gatten verlassen. Aber Gott selbst hat Ja dazu gesprochen, sagte sie sich. Sie nahm das Spruchbüchlein, und las: „Machet euch auf und ziehet aus!“ Aber sie las diesmal weiter: sie las:

Nehmt euer Kreuz und Ungemach
Auf euch, folgt meinem Wandel nach!

In einer langen schlaflosen Nacht dachte sie weiter nach. In der fieberhaften Aufregung, in welcher sie sich befand, traten eine Menge Bibelsprüche, die sie als Kind und Confirmandin gelernt, und an die sie seitdem nicht mehr gedacht hatte, vor ihre Seele. „Welcher nicht wieder schalt, da er gescholten ward, nicht dräuete, da er litt.“ „Er hat aber ein solches Widersprechen von den Sündern erduldet.“

Sie konnte nicht ins Klare kommen, aber sie war unruhig. Es war ihr, als würde Jesus ihren Schritt nicht gebilligt haben. Sie dachte an seine Geschichte, an die Geduld, die er geübt, wie er die Sünder zur Buße gerufen und nicht die Gerechten. Sie fühlte, Jesus würde auch mit Alfons noch Geduld gehabt haben. Es überkam sie auf einmal ein tiefes Mitleid und Erbarmen mit ihrem Manne. Sie faltete die Hände, und betete: „Herr Jesu! erbarme dich seiner!“ Sie fühlte, daß man zu Jesu beten könne.

Gegen Morgen schlummerte sie ein. Als sie erwachte, nahm sie etwas warme Milch und Brod zum

Frühstück für sich und das Kind. Sie eröffnete den Wirthsleuten ihre traurige Lage, und fragte, ob sie sie hier behalten wollten, bis sie an eine Tante in Eger geschrieben und von ihr Geld erhalten habe. Die rohen Wirthsleute wollten davon nichts wissen. Das wisse niemand, wer die Tante sei, und ob es wirklich eine solche gebe.

Minna war in Verzweiflung. Da fiel ihr doch noch Ein Ort ein, wo sie ein Obdach finden könnte, ein schrecklicher Ort, aber wozu zwingt nicht die bittre Noth? Die Hütte des Feilenhauers und der Kartenschlägerin! Der Feilenhauer kannte sie und ihren Mann.

Der Nordwind hatte heute etwas nachgelassen; so entschloß sie sich, ihren Mantel dem Wirth in Versaz zu geben. In ihr Shawl gehüllt, das jezt abgetragen genug aussah, den Bündel Wäsche unter dem Arm, in welchen sie auch ihre Reisetasche gewickelt hatte, an der andern Hand das Kind, machte sie sich zu Fuß auf den Weg. Oft fehlte ihr der Athem; oft mußte sie stehen bleiben. Nach dritthalb schweren Stunden erreichte sie die Hütte des Feilenhauers. Die Thür war verschlossen; auf mehrmaliges Pochen ertönte keine Antwort. Ein Bauernjunge kam des Weges, und berichtete sie, daß der Feilenhauer schon seit Wochen fort und nicht wiedergekommen sei. „Und wo ist seine Tochter?“ fragte Minna. „Die ist an der Geburt gestorben; ihr Bub ist in der Hölle beim Förster Born.“

Beim Förster Born! — Der war es, welchem Alfons und der Feilenhauer das Leben gerettet. Aber daß sie Montclairs Frau sei, durfte und wollte sie nicht sagen. Ihr Kind sollte den Namen seines Vaters nie erfahren. Sie wollte den Familiennamen ihrer Tante,

welcher ja auch der ihrer Mutter gewesen, — den Namen Hellenhorst fortan führen. Aber in dem Forsthaus wollte sie doch einen lezten Versuch machen, ob Erbarmen noch auf Erden zu finden sei. Wenn der Mann das Kind der Kartenschlägerin zu sich genommen hatte, so war zu hoffen, er werde auch einer armen Kranken und einem noch ärmeren Kinde ein Obdach nur auf ein paar Tage, nur bis Antwort von Eger da sei, gewähren.

Und hier fand sie Erbarmen; hier fand sie eine Stätte, wo sie ihr Haupt hinlegen und sterben konnte. Die erwartete Antwort der Tante kam nicht. Zwar brachte der Bote nach ein paar Tagen wirklich ein Briefpaketchen aus Eger. Aber wie Minna, die das Bett nicht mehr verlassen konnte, dasselbe aufriß, fiel ihr eigner Brief ihr wieder in die Hand. Auf die leere lezte Seite desselben hatte die Stiftsdame folgende Worte geschrieben:

„Laß uns nicht gegen das Schicksal kämpfen! Die erste Hälfte des Orakels hat sich erfüllt: ich habe dich in's Elend geschickt. Auch die zweite muß sich erfüllen: du wirst, du darfst mich nicht finden. Hier schicke ich dir Reisegeld; kehre zu Denen zurück, deren Willen dich zu widersezen ich dich verleitet habe. Ich meinerseits reise heute noch ab. Wohin? wirst weder du, noch werden es Jene erfahren.“

Ein Goldstück war beigelegt.

Minna rang die Hände. „Von neuem bin ich nun in's Elend gestoßen, in unabsehbares Elend“, sagte sie. „Die Frist, die Ihr Erbarmen mir gewährt hat, ist um; hier ist die Antwort der Tante. Sie will mich nicht aufnehmen; in abergläubischem Glauben an einen

alten albernen Orakelspruch einer Kartenschlägerin meint sie, sie dürfe mich nicht wiedersehen. Hier schickt sie mir einen Louisd'or. Damit kann ich kaum bis Ansbach zurück. Großer Gott, was soll, wenn ich unterwegs sterbe, aus meinem unglücklichen Kinde werden?"

„Was reden Sie?" riefen Paul und Anna in Einem Odem. „Sie an's Abreisen denken?" „Nein" fuhr Paul fort, „Sie bleiben hier, und um Ihr Kind machen Sie sich keine Sorgen. Wenn das Kind seine Mutter nicht mehr hat, bin ich sein Vater."

Minna sah ihn mit großen Augen an.

„Das ist zu viel", stammelte sie. „Sie wollen die arme Fremde nicht verstoßen? Wo das Herz der nächsten Angehörigen sich zuschließt, da thut Ihr Christenherz sich auf! Gott segne Sie dafür. Ich könnte ja wirklich nicht reisen; nun ist es besser mit mir; wenn ich aber wieder reisen müßte, würde ich schlimmer werden und sterben."

„Nein, sie sollen hier unvertrieben sein. Und wenn sie todt sind, so ist Moriz mein."

„Sie sollen ihn behalten, sie sollen ihn erziehen", sagte Minna. „Aber mein Kind ist nicht mittellos. Ich muß darüber weitläufiger mit Ihnen reden, wenn ich mich etwas erholt habe."

Seitdem Minna die Wohlthat genoß, in einem warmen behaglichen Zimmer in weichem Bette zu liegen, stellte sich bei ihr jene Täuschung ein, welche bei Abzehrenden so häufig ist. Je schwächer sie wurde, desto näher glaubte sie sich der Genesung. Sie sprach davon, daß sie nun bald wieder werde aus dem Bette sein und kleine Spaziergänge machen können. Und so verschob sie die versprochenen Mittheilungen von Tag zu Tage.

Paul und Anna mochten sie aber ihrerseits nicht daran erinnern; es hätte das so ausgesehen, als ob sie das Kind nicht unentgeltlich oder aus Barmherzigkeit, sondern nur mit Rücksicht auf dessen Vermögen behalten wollten.

Minna hatte aber noch einen andern Beweggrund, jene Mittheilung hinauszuschieben. „Wie", so fragte sie sich, „wie kann ich mein Vermögen, das sich in den Händen meiner Eltern befindet, an mich ziehen oder dasselbe meinem Kinde sichern, ohne meinen und seinen Aufenthaltsort damit zu verrathen, ohne mein Incognito zu brechen? Und wenn meines Kindes Aufenthalt bekannt ist, so wird mein unglücklicher Mann dasselbe zu sich fordern, und das darf nicht sein! um des ewigen Seelenheiles meines Kindes willen nicht! Lieber soll es arm und in Gottesfurcht aufwachsen, als reich und in Gottlosigkeit." Dann bedachte sie aber doch wieder, daß sie weder ein Recht habe, den Förstersleuten die Kosten der Erziehung ihres Kindes aufzuhalsen, noch dieses selbst seines Erbes zu berauben.

In diesem Kampfe widerstreitender Rücksichten faßte sie endlich den Entschluß, Anna selbst zur Schiedsrichterin aufzurufen. Als diese eines Abends still an ihrem Lager saß — die Kinder waren zu Bette gebracht, und Paul war noch nicht von der Jagd zurück — da hub sie an: „Ich kann nicht länger verschweigen, was mir als ein Stein auf dem Herzen liegt. Ich muß Ihnen endlich meine Geschichte erzählen. Hellenhorst ist nicht mein wirklicher Name; es ist der Name meiner Tante und war der meiner seligen Mutter, als diese noch ledig war. Denn ich bin kein Bruderskind sondern ein Schwesterkind dieser Tante. Ob ich Ihnen, ob ich irgend

einem Menschen meinen wirklichen Namen, ich meine den meines Mannes, nennen, ob ihn mein Kind erfahren darf, das sollen Sie entscheiden. Manche Gründe sprechen dafür. Ich habe noch einen Vater und eine Stiefmutter. Meine Mutter hinterließ mir ein nicht unbeträchtliches Vermögen; dies Vermögen befindet sich in den Händen meiner Eltern; ich habe bisher einen Theil der Zinsen genossen. Soll mein Kind in den Besiz des Seinen gelangen, so muß ich seinen und meinen Namen und Aufenthaltsort den Eltern anzeigen."

„Und was könnte sie davon abhalten?"

„Hören Sie weiter! meinen Mann habe ich gegen den Wunsch meiner Eltern, namentlich Meiner Stiefmutter geheirathet. Sie gaben am Ende ihre Einwilligung, aber nur ungern. Die Tante war es hauptsächlich, die mich gegen die Eltern aufstiftete. Die Stiefmutter ist mir abhold; sie hat den Vater ganz in ihrer Gewalt; auch er ist seit meiner Verheirathung völlig erkaltet gegen mich. Mit meinem Manne lebte ich anfangs glücklich; er war so wenig christlich-religiös wie ich, aber er war doch kein Feind der Religion.. Der Einfluß eines völlig ungläubigen und frivolen Bekannten hat ihn — und sein Einfluß eine Zeit lang auch mich, auf schlimmere Wege gebracht. Wir glaubten an keine Unsterblichkeit, an keinen Gott mehr. Eine Lebensgefahr, aus der wir beide wie durch ein Wunder gerettet wurden, schreckte meine Seele aus ihrem Gewissensschlaf; ich fing wieder an, nach Gott zu fragen, zu beten. Bei meinem armen Mann hatte das schreckliche Ereignis gerade die umgekehrte Wirkung; er sank immer mehr; er vertiefte sich in Schriften der allerschrecklichsten

Art, Schriften, in welchen aller Sittlichkeit Hohn gesprochen wird. Er fing an, mich rauh ja roh zu behandeln; er wurde mir untreu, und hängte sich an eine gefährliche und übelbeleumundete Person in Straßburg. Als ich das erfuhr, die Beweise mir von bekannter und unbekannter Hand zukamen, da faßte mich Verzweiflung. Um meines Kindes willen durfte ich nicht bleiben, durfte dessen Erziehung nicht solchen Einflüssen überlassen. Ich entfloh. Ich wollte zur Tante; ich wähnte, ich fände dort ein Mutterherz. Ich habe schwer gesündigt; ich entfloh zu früh. Ich hätte erst noch den Versuch machen sollen, mit ihm zu reden, den lezten Versuch, ihm an's Herz zu reden. Erst wenn dieser fruchtlos blieb, hatte ich ein Recht, zu entfliehen. Gott hat mich für diese Uebereilung heimgesucht; ich erkrankte; vier Wochen lag ich in Ulm krank; Arzt und Apotheker verzehrten einen guten Theil meines Reisegeldes. In Nürnberg mußte ich abermals liegen bleiben. So ging das lezte auf. Ich verkaufte Uhr und Mantel. So bin ich vor Ihre Thür gekommen. Der Herr wird mich nicht ewig richten, er wird meine Sünde mir um Christi willen vergeben. Aber die Sache mit meinem Moriz ändert sich dadurch nicht. Mag ich den Schritt zu früh gethan haben — der Schritt war um des Kindes willen nothwendig. Moriz darf nicht von seinem Vater erzogen werden; am wenigsten darf er als junger Mensch, wo die Versuchungen am größten sind, in seine Hände gerathen. Wenn ich nun aber meinen Eltern meinen Aufenthalt entdecke, so muß ich fürchten, daß sie bei ihrer geringen Liebe zu mir und meinem Manne das Kind nicht zu sich nehmen und am wenigsten hier lassen, sondern an den Vater zurückschicken werden. Könnte ich mit größe-

rer Sicherheit auf Genesung und längeres Leben rechnen, so könnte ich als Protestantin einen Ehescheidungsprocess anhängig machen, und mein Kind müßte mir, wie die Sachen liegen, herausgegeben werden. Allein wenn ein neuer Blutsturz mich befallen und hinwegraffen sollte, dann, glaube ich, könnten meine Eltern, auch wenn sie wollten, das Kind meinem Gatten nicht vorenthalten. Was soll ich thun? Rathen Sie mir!"

„Es ist das eine sehr schwierige Frage", sagte Anna. „Wir können Ihrem Moriz nichts geben, als Liebe und hoffentlich Gottesfurcht. Gott hat uns keinen Kindersegen bescheert, um den wir ihn so oft gebeten haben. Er hat uns aber doch nicht ohne Kinder lassen wollen. Sie können sich denken, welche Freude es uns ist, Ihren Moriz als unser Kind aufzuerziehen. Um unsertwillen bedarf der Kleine keines Hellers Vermögen. Wenn er fromm und brav wird, wird er auch ohne Vermögen glücklich werden."

„Sie haben Recht", unterbrach Minna die Redende. „Bleiben wir in unsrer Dunkelheit!"

„Entscheiden Sie nicht so rasch", erwiderte Anna. „Wenn Sie's gut hießen, möchte ich die Sache meinem Mann anvertrauen, und mit ihm besprechen."

„Von Herzen gern", sagte Minna.

„Und dann wollen wir sie noch einem Dritten anvertrauen, und Ihn um Erleuchtung bitten. Aber Sie haben sich durch das längere Sprechen aufgeregt und angestrengt. Sie bedürfen der Ruhe. Ich will Ihnen den Abendsegen lesen."

Die Kranke war es zufrieden, und Anna las ihr das Lied:

Warum sollt' ich mich denn grämen?
Hab ich doch Christum noch!
Wer will mir den nehmen?
Wer will mir den Himmel rauben,
Den mir schon Gottes Sohn
Beigelegt im Glauben?

„Nun hab' ich aber noch eine Bitte", sagte die Kranke. „Ich habe eine ganz eigenthümliche Sehnsucht, ehe ich einschlafe, meinen Moriz noch einmal zu sehen."

„Der Kleine schläft schon."

„O tragen Sie mir ihn schlafend herüber! Bitte, thun Sie mir die Liebe! Ich weiß selbst nicht, warum mich's so verlangt, das Kind zu sehen. Ich glaube, es macht unser voriges Gespräch."

Anna trug das festschlafende Kind, in eine Decke gehüllt, herüber, und hielt es der Kranken über das Bett. Sie sezte sich auf, sah den Kleinen lange, lange mit unaussprechlicher Liebe an, und sagte: „Wie viel habe ich um dich gelitten, mein Kind, deine kleine Seele zu retten. O der Herr" — und dabei legte sie ihm segnend die Rechte auf das Lockenhaupt — „der Herr bewahre und behüte diese Seele! Er segne dich und lasse dich gedeihen zu seiner Ehre! Ja, er nehme dich zu seinem Kinde an, und lasse seines Erbes dich theilhaftig werden! Und nun schlaf wohl, Kind! Schlaft alle in Frieden!"

Anna löschte das Licht, und trug den Kleinen in sein Bette. Denn er schlief nicht mehr mit Wenzel zusammen; sie hatte ihm ein eigenes Bettchen gerichtet.

Kaum lag er wieder darin, so kam Paul nach Hause. „Weißt du, wer unser Gast ist?" sagte er zu Anna; „ich glaube es zu wissen." Und ehe Anna ab-

wehren konnte, fuhr er fort: „Minna Ballhard ists, und keine andre.“

„Wie kommst du auf diesen Gedanken?“ rief Anna.

„Sie ist, wie wir wissen, die Nichte der Stiftsdame von Hellenhorst in Eger. Sie nennt sich nun zwar selbst Hellenhorst, allein das könnte ja nicht einmal in dem Falle ihr wirklicher Name sein, wenn ein Bruder der Stiftsdame ihr Vater gewesen wäre; denn sie müßte sich doch nach ihrem Manne, nicht nach ihrem Vater nennen. Aber ich habe nun heute in Erfahrung gebracht, daß die Stiftsdame nie einen Bruder gehabt hat. Aber eine Schwester hat sie gehabt, und diese Schwester war Ballhards erste Frau, und deren Tochter hat vor drei Jahren jenen fremden Bergwerksbesitzer aus dem Schwarzwald geheirathet, den nämlichen Alfons v. Montclair, welcher nebst dem Feilenhauer mir das Leben gerettet hat.“

„Fürwahr, alles trifft zu“, sprach Anna.

„Und so haben wir die doppelte Freude, der Gattin meines Retters und der Tochter meines Feindes Gutes zu erweisen.“

„Du hast doch um Gottes willen niemanden merken lassen — —“ hub Anna an.

„Wie kannst du denken“, erwiderte er, „daß ich ein Geheimnis, das nicht mein ist, verrathen werde? Niemand hat eine Ahnung davon, daß überhaupt Fremde in unsrem Hause sind. Die plötzliche, jedermann unerklärliche Abreise der Stiftsdame gab ungesuchten Anlaß, über ihre Familienverhältnisse zu sprechen.“

Anna erzählte ihm nun, was Minna ihr mitgetheilt hatte. Auch ihm erschien die Frage schwierig,

schwieriger noch, als den beiden Frauen. Er war der Meinung, Minna solle doch ein Papier, worin sie über ihren und ihres Kindes wahren Namen Aufschluß gab, in seine Hände niederlegen, damit er, wenn Moriz einmal erwachsen sei, es diesem einhändigen und Moriz die Ansprüche an sein Vermögen geltend machen könne. Er nahm sich vor, am andern Morgen Minna darüber Vorstellungen zu machen.

Wirklich trat er am andern Morgen mit Anna in's Zimmer der Kranken. Aber diese schlief noch. Sachte gingen beide wieder hinaus. Nach einer halben Stunde sah sich Anna wieder um. Minna schlief immer noch; sie schien sehr sanft zu schlafen. Anna trat an's Bette; die Kranke lag mit dem Gesicht gegen die Wand. Von ihren sonst so schweren Athemzügen war nichts zu hören. Leise griff Anna nach ihrer Hand; die Hand war eiskalt.

Sie war entschlafen. Im sanften Schlummer hatte der Engel des Todes sie geküßt, um sie zur Pforte des Lebens zu geleiten.

Zwanzigstes Kapitel.

Räthselhafte Enthüllungen.

Auf ihrem Grab, da steht eine Linde.
Volkslied.

Brav, alter Maulwurf! Wühlst so hurtig fort!
Shakspear.

„Mama schläft", sagte Moriz, als Anna ihn zu der Leiche geführt hatte. Erst als er wiederholt hinüberging, und sie immer noch nicht erwachen wollte, fing es dem armen Kinde an, bange zu werden. „Mama schläft tief und sanft", sagte Anna. „Wir dürfen sie nicht wecken; wir müssen sie in ein enges Schlafkämmerlein legen, und ruhen lassen, bis der Herr Jesus kommt und sie aufweckt." Moriz wollte wissen, wo im Hause das Kämmerlein sei, und wollte es sehen. Anna vertröstete ihn auf übermorgen. „So lange deine Mama schläft", sagte sie, „bin ich einstweilen deine Mama." Das Kind sah sie halb zweifelnd halb vertrauend an; sie nahm es auf den Schooß, küßte es, und es schmiegte sich an ihre Brust.

Paul brachte das Bündel herüber, welches die Verstorbene bei ihrer Ankunft unterm Arme getragen. Es war Wäsche von ihr und dem Kind, gute feine Leinwand, sorgfältig genäht, nichts zerrissen. Aber nirgends war ein Buchstabe zu sehen, womit die Wäsche gezeichnet ge=

wesen wäre. Denn während ihrer Reconvalescenz in Ulm hatte Minna die Vorsicht gehabt, alle die rothen „M. v. M." sauber und sorgfältig herauszutrennen. Mitten in der Wäsche lag die Reisetasche. Paul öffnete dieselbe vor Anna's und des Kindes Augen. Auch hier fand sich Wäsche; darunter kam ein kleines Büchlein zum Vorschein. Als Moriz dasselbe erblickte, rief er: „Ah! Mama beten!" Paul öffnete das Buch, und las: „Schazkammer des Gebetes." Er blätterte; er las einige Liederverse, mehrere derselben waren dem Kleinen bekannt; bei dem Verse:

Breit aus die Flügel beide

stimmte Moriz sogleich mit ein:

O Jesu, meine Freude,
Und nimm dein Küchlein ein.

Es war offenbar, daß die Entschlafene aus dem Büchlein nicht nur selbst gebetet, sondern auch dem Kleinen vorgebetet hatte. Ach diese wenigen Duzend Bibelsprüche und Liederverse waren es ja gewesen, an welchen sie seit dem Tag ihrer Flucht zu einem Anfang christlicher Erkenntnis sich emporgerungen hatte!

Noch ein kleiner harter Gegenstand lag auf dem Grunde der Tasche. Es war ein Etui. „Ah, Papa! lieber Papa!" rief das Kind beim Anblick dieses Etuis mit begeistertem Entzücken, und griff begierig darnach. Paul zweifelte nicht, daß ein Miniatürgemälde zum Vorschein kommen und Montclairs ihm wohlbekanntes Gesicht sich zeigen werde. Aber als das Kind die Schließe öffnete, erschien eine silberne Schaumünze, Jesum darstellend, wie er die Kindlein zu sich kommen läßt. „Ist das dein Papa?" fragte Anna. „Papa lieb!" sagte Moriz, und drückte das Bild Jesu an seine Lippen.

Paul betrachtete inzwischen das Etui, ob es etwa einen Namen enthalte. Aber es fand sich nichts, als im Innern um die Eintiefung her, wo die Münze zu liegen kam, mit goldnen Lettern auf das Seidenzeug gepresst die Worte: „Gedenke an deine Taufe!"

Als Paul die Münze wieder hineingelegt, und das geschlossene Etui wegzulegen im Begriffe war, rief das Kind: „Gehört kleinen Mojiz." Bei weiterem Fragen stellte sich heraus, daß Mama dem Kleinen gesagt hatte, er habe die Münze an seinem Tauftag geschenkt bekommen von dem guten frommen Mann. Aber wie der Mann geheißen, konnte der Kleine nicht sagen. „Er heißt eben Mann", sagte er.

Anna durchsuchte auch das Kleid, welches die Kranke bei ihrer Ankunft getragen. Eine Brieftasche fand sich vor, aber keine Briefe darin. Nur in einem lezten, doppelt geschlossenen, geheimen Fach lag ein Zeddel, an den sie bei ihrer Flucht offenbar nicht gedacht, den sie zu vernichten vergessen hatte. Es war ein Secundawechsel, der ihr aus der Erinnerung gekommen sein mochte, nachdem sie den Primawechsel eingelöst hatte.

„Secunda. — — Augsburg, den 26. August 1780.

„Eintausend Gulden Reichswährung.

„Sechs Wochen nach Empfang zahlen Sie gegen diesen meinen Wechsel an die Ordre des Herrn Jakob Merkel in Nürnberg die Summe von Eintausend Gulden Reichswährung. Werth erhalten. Karl von Schäzler. An die Herren Reiz und Walker in Straßburg."

Auf dem Rücken des Wechsels stand: „Nürnberg, den 1. Mai 1780. Für mich an die Ordre des Herrn Kanzleidirector Ballhard in Ansbach. Jakob Merkel.

Ansbach, den 2. Mai 1780. Für mich an die Ordre der Frau Minna v. Montclair auf Schmelzhütte bei Schappach.

Th. v. Ballhard, Kanzleidirector."

„Hier haben wir's", sagte Paul. „Ballhard hat in Nürnberg einen Augsburger Wechsel gekauft und auf seine Tochter endossirt. Wenn das die jährlichen Zinsen ihres Vermögens waren, so war sie 20000 fl. reich."

Es waren aber die halbjährigen Zinsen ihres halben Vermögens!

Paul beschloß, die Brieftasche mit dem Wechsel, der als Secundawechsel werthlos war und doch für Moriz so großen Werth hatte, sorgfältig aufzuheben, um, wenn er erwachsen wäre, ihm dieselbe zu übergeben. Er siegelte sie ein, überschrieb sie mit den Worten: „Eigenthum des Moriz Hellenhorst", und schloß sie in seinen Pult.

Dann machte er sich auf nach Weißenstadt. Er zeigte bei der Obrigkeit an, daß eine arme kranke Frau mit einem Kinde aus fernen Landen vor etlichen Tagen vor sein Haus gekommen und ihn um ein Obdach gebeten habe, da sie unmöglich weiter könne. Er habe ihr ein solches nicht verweigern wollen, und sie sei nun gestorben. Sie habe sich Frau Hellenhorst genannt. Das Kind wolle er, da ihm Gott keine eignen Kinder bescheert habe, behalten — Die Polizei hatte nichts dawider einzuwenden, und ertheilte die Erlaubnis zur Beerdigung.

Er ging nun zum Pfarrer, einem aufgeklärten Mann, und machte ihm dieselbe Mittheilung. Der Pfarrer machte Umstände; eine solche wildfremde Person, von der man gar nicht wissen könne, ob sie nicht eine

Jüdin oder eine Heidin gewesen, könne er nicht kirchlich beerdigen. Das Kind aber wolle er taufen.

„Das Kind ist getauft“, sagte Paul, „und die Frau ist im christlichen Glauben, mit dem vollen Troste des Evangeliums und dem Bekenntnis der Gnade Jesu Christi gestorben. Es wäre gut, wenn in unsrer Christenheit niemand heidnischer wäre, als sie.“

„Hat das Kind einen Taufschein?“ fragte der Pfarrer.

„Nein“, sagte Paul, „aber es hat einen Taufnamen, Moriz, und glücklicherweise ein Andenken an seinen Tauftag, welches die Frau aus besseren Tagen ihm gerettet hat.“ Er zeigte das Etui vor, welches er weislich mit sich genommen hatte.

Der Pfarrer wollte aber weder von einer Beerdigung der Mutter hören, noch das Kind als bereits getauft anerkennen. „Eine stille Leiche ohne Geläut kostet 1 fl. 12 Kr. einschließlich der Gebühren an die Chorschüler und den Kirchner.“

„Die sollen Sie haben“, sagte Paul, „und auch die Taufgebühr will ich Ihnen zahlen.“

Unter dieser Bedingung ließ sich der Pfarrer bereit finden, von der Taufe selbst Umgang zu nehmen.

„Was wird aber mit dem Kinde?“ fragte er. „Die Gemeinde kann die Last nicht übernehmen, hergelaufenes Gesindel zu ernähren. Das Kind muß in seine Heimath gebracht werden.“

„Da seine Heimath mir unbekannt ist“, versezte Paul, „so bin ich entschlossen, den Kleinen an Kindesstatt anzunehmen.“

Der Pfarrer sah verduzt darein. „Und diese Person war fremd? kam wirklich aus fernen Landen?

Und Sie haben nicht — — in Beziehungen zu ihr gestanden?"

Paul heftete auf den Kanzelredner einen festen Blick, dem das Auge des lezteren auswich, und sprach nicht in einem gereizten, sondern in einem siegreich ruhigen Ton:

„Wollen Sie sich gefälligst in Münchberg und Baireuth erkundigen, so werden Sie sich von der Wahrheit meiner Aussage überzeugen. In Baireuth ist die Frau am Mittwoch vor acht Tagen mit dem Postwagen angekommen; so hat sie mir erzählt, und das Postbillet hatte sie noch bei sich. Hier ist es."

Der Pfarrer wurde freundlicher. „Sie wollen also das Kind zu sich nehmen. Aber Sie haben ja schon ein fremdes Kind im Hause. Vergessen Sie nicht, daß man auch durch ein Zuviel in der Wohlthätigkeit fehlen kann. Haben Sie denn auch überlegt, ob Sie die Mittel haben? ob Sie nicht sich selbst zu nahe treten?"

„Herr Pfarrer, meine Haushaltung ist meine Sache. Ich könnte, seit ich verheirathet bin, zwei eigne Kinder haben."

„Und wenn Sie deren wirklich noch bekommen?"

„So werde ich Gott dafür preisen. Also übermorgen früh um acht Uhr werde ich mit der Leiche am Kirchhof sein."

Damit empfahl er sich und ging zum Schreiner, einen einfachen aber anständigen Sarg zu bestellen.

Als am andern Abend der Sarg gebracht wurde, und Anna dem Kleinen sagte, das dies das enge Kämmerlein sei, in welchem seine Mama nun schlafen werde, da wollte er es nicht recht glauben, und meinte, das Kämmerlein habe ja keine Fenster. Während die Leiche

in den Sarg gelegt wurde, hielt Anna ihn fern. Als aber der Todtenwagen kam, und die Träger den Sarg hinaustrugen, da schrie das arme Kind: „Mama nicht forttragen! Mama nicht forttragen!" Mit Mühe beruhigte ihn Anna, er dürfe Mama begleiten. Zwischen Paul und Anna ging er hinter dem Wagen her. Ein leichter hartgefrorener Schnee bedeckte den Thalgrund; die Sonne schien freundlich. Anna sagte ihm, daß seine Mutter nun im Himmel sei, beim lieben Gott. Was da im Sarge liege, sei nur ihr Leib. Er konnte das nicht begreifen. Sie sagte: „Hast du mich nicht gestern früh beim Erwachen gefragt, wo das Schäfchen sei? du habest mit einem Schäfchen gespielt. Du hattest aber im Bett gelegen und geschlafen. Siehst du, während dein Leib geschlafen hat, war deine Seele auf der Wiese und spielte mit dem Schäfchen. So schläft jezt der Leib deiner Mutter im Sarge, aber ihre Seele ist im Himmel beim Herrn Jesus."

Das begriff der Kleine, und war getrost. Der Gesang der Chorschüler auf dem Kirchhof gefiel ihm sehr; er hatte so etwas noch nie gehört. Nur als der Sarg in das enge Grab hinabgelassen wurde, rief er wieder weinend: „Mama dableiben! Mama dableiben!"

„Deine Mama ist im Himmel", sagte eine freundliche alte Frau, eine unter den wenigen Leuten, die sich zu der Beerdigung eingefunden hatten. „Ich komme auch bald in den Himmel", sezte sie hinzu, „soll ich deiner Mama einen Gruß von dir sagen?" „Ja", sagte das Kind, und trocknete seine Thränen. —

Und so lebten denn nun die Kinder der beiden Menschen, die sich einander als Feinde gegenübergestanden, das Kind des Assessors und das Kind Montclairs,

unter Einem Dache wie Geschwister zusammen. Sie vertrugen sich ganz gut. Zwar zeigte der kleine Wenzel schon von Kind auf wenig von dem, was man Gemüth nennt; er lebte so dahin, ohne den Eltern besondre Beweise von Zärtlichkeit zu geben; aber er war folgsam, zeigte einen gesunden Verstand, und hatte eine Menge drolliger Einfälle, wodurch er dem kleinen Moriz und selbst den Pflegeeltern viel Spaß machte. Nur war er von früh an waghalsig, daher man ihn immer hüten mußte. Schon in seinem sechsten Jahre fing er an, auf kleinere Bäume zu klettern und Nester auszuheben, und die Vorstellungen Anna's, was er den Vögeln für einen Jammer bereite, wenn er ihnen ihre Jungen nehme, schienen wenig Eindruck auf ihn zu machen. Von ganz andrer Art war Moriz. Ein sinniges, zartfühlendes Gemüth offenbarte sich schon in dem kleinen Kinde. Seit seine Mama unter die Erde gesenkt war, hing er an Anna mit einer Liebe und Zärtlichkeit, welche diese wahrhaft rührte. Jeder Blick des Kindes schien zu sagen: „Du bist nun meine Mama! Auf dich muß ich nun die ganze Liebe übertragen, die ich ihr nicht mehr kundgeben kann.“ Ebenso hing er an dem „neuen Papa.“ Wenn dieser von der Jagd heimkam, so war es Moriz, welcher hinsprang, ihm die Hausschuhe und den warmen Hausrock zu holen. Dann nahm ihn Paul aufs Knie, und Moriz ließ sich Geschichten erzählen, und sah dabei, ohne einen Blick seitwärts zu wenden, dem „Papa“ ernst ins Auge. Auch war Moriz nicht bloß folgsam, sondern im eigentlichen Sinne gewissenhaft. Wenn er mit Wenzel draußen spielte, und dieser kletterte, so sagte er zu ihm: „Aber Wenzel, weißt du denn nicht, daß dir das verboten ist?“ Er selbst ließ sich

nie zur Uebertretung verführen. Wenzel lachte ihn aus, hatte ihn aber doch gern; denn er wußte, daß Moriz ihn nicht verklagte. Das hatte ihm Anna verboten. „Wenn Wenzel etwas Unrechtes thut", sagte sie, „so werde ich es schon selbst sehen." Und nie spielten die Kinder im Hofe, ohne daß ihr Auge über ihnen wachte.

Die größte Freude und Belohnung, welche Anna dem kleinen Moriz bieten konnte, war, wenn sie von seiner „Mama im Himmel" mit ihm sprach. Denn in dieser Form hatte sich eine traumartige Erinnerung an seine verstorbene Mutter in ihm erhalten und war von Anna geflissentlich wach erhalten worden. Er wußte, daß er schon eine Mama gehabt, und hatte noch ein dunkles Bild von ihrer Beerdigung. Diese Erinnerung war das innerste Heiligthum seiner Seele, daher er mit keinem Menschen, selbst mit dem Förster nicht, nur mit Anna, von seiner Mama im Himmel sprach, und auch mit ihr nur in zaghafter Scheu, leise flüsternd. Er fragte nie, woher sie gekommen, oder wie sie geheißen; sie war ihm ein himmlisches Bild, das er durch keine Züge irdischer Wirklichkeit sich wollte trüben lassen. Der einzige irdische Zug, den dies Bild in seiner Erinnerung trug, war der des Leidens. Ein blasses, liebreiches, kummervolles Antliz — so stand sie vor seinem inneren Auge.

In dem Forsthause hingen einige uralte, aus dem sechszehnten Jahrhundert stammende Bilderbögen eingerahmt an der Wand. Sie stellten die Zerstörung der verschiedenen Sparneck'schen Raubschlösser durch den schwäbischen Bund im Juli 1523 vor. Von Perspektive war auf diesen Bildern keine Rede; die Speere der Landsknechte waren ziemlich ebenso dick und noch einmal

so hoch als die Thürme der Burgen. Ein rother Klecks stellte die Flamme des brennenden Schlosses dar. Aber Kinder sehen gern Bilder, und nehmen an solchen Fehlern keinen Anstoß. So versenkte sich denn auch der kleine Moriz gern in die Betrachtung dieser Darstellungen, und da war es denn besonders eine dieser Tafeln, welche ihn fesselte. Man sah da im Vordergrund „die Sparneckerin", wie sie gesenkten Hauptes, die Hände über der Brust gefaltet, aus dem brennenden Schlosse obdachlos, arm und verlassen in's Elend zog. Diese Gestalt, ganz in dem naiv-sinnigen Typus der oberdeutschen Schule gezeichnet, zog ihn wunderbar an; als vierjähriger Knabe fragte er einmal Anna, da er allein mit ihr im Zimmer war, leise: „Gelt, das ist die Mama im Himmel?" — „So ungefähr hat sie ausgesehen", sagte Anna und fortan war dies Bild dem Kleinen ein Heiligthum. Wenn niemand in der Stube war, stellte er sich einen Stuhl vor das Bett, stieg hinauf, und stand wohl viertelstundenlang in die Betrachtung der armen blassen Frau vertieft.

Es machte sich nun halb von selbst, wiewohl doch nicht ganz ohne Pauls Zuthun, daß Wenzel in der Umgegend unter seinem wahren Namen, als des Feilenhauers Enkel, Wenzel Krollmüller, Moriz aber nur als Moriz Born bekannt war. Den ersteren hatte ja Paul von Anfang nur als Pflegling aufgenommen, und jedermann kannte seine Abkunft. Für Moriz aber hatte Paul ein bestimmtes Interesse, daß seine Abkunft so tief als möglich verborgen bleibe, damit sein Vater ihm nicht auf die Spur komme. So hatte er ihn zwar als Moriz Hellenhorst ins Kirchenbuch eintragen lassen; weil dies aber der Name der Stiftsdame war, und als

solcher wenigstens in dem nur wenige Meilen entfernten Eger bekannt war, so sprach Paul geflissentlich viel davon, daß er Moriz an Kindesstatt angenommen; dieser selbst, troz seiner Erinnerung an die Mutter im Himmel, wußte dennoch in kindlicher Naivität nicht anders, als daß Anna auf Erden seine Mutter und der Förster sein Vater sei, und er darum Moriz Born heiße; und auch, als er in die Schule kam, wurde er als Born aufgerufen. „Der kleine Born", so hieß er in der ganzen Nachbarschaft.

Aber einstmals — Moriz war sieben Jahre alt — wie er mit Wenzel von Weißenstadt aus der Schule heimkam, siehe da war der Storch gekommen und hatte ein Schwesterchen gebracht. Der Segen, den die arme Minna ihren Rettern gewünscht und erfleht hatte, war in dieser freundlichsten Gestalt über das Forsthaus gekommen, und — die Befürchtung des Pfarrers in Erfüllung gegangen; denn Paul und Anna priesen den Herrn für diesen höchsten Erweis seiner Gnade. Das Kind wurde Marie getauft.

Das Betragen der beiden Knaben gegen das Schwesterchen war ein verschiedenes. Wenzel kümmerte sich nicht viel um sie. Als Moriz ins Haus kam, war Wenzel noch zu klein, um zu besorgen, daß ihm ein Theil der Liebe der Pflegeeltern entzogen werden könnte; jezt aber blickte er wirklich mit einem gewissen Neid auf die Kleine, welche in so ausgezeichneter Weise der Gegenstand der Freude und des Entzückens war. „Ich weiß gar nicht, was sie alle mit dem kleinen Ding für Wesens machen", sagte er einst zu einem Schulkameraden, „sie kann nichts wie schreien, trinken und schlafen: und doch sind sie alle wie närrisch mit ihr." Die entgegengesezten

Empfindungen hatte Moriz. Kam er von der Schule heim, so war er mit Einem Sprung an Maries Wiege, und ging nicht mehr davon weg. Er schaukelte sie, er sang ihr Liedchen vor; er plauderte ihr vor, sagte hundertmal: „Mein liebs liebs Mariechen!“ war untröstlich, wenn sie schrie und sich durch seine Späßchen nicht besänftigen ließ; er trug sie in der Stube herum, half den Brei kochen, und lebte so ganz für das Kind, daß Anna ihn oft förmlich mahnen mußte, er solle doch auch im Freien sich Bewegung machen, und nicht immer in der Stube sizen.

Die unmittelbare Folge war, daß Moriz nicht mehr viel mit Wenzel spielte, und die beiden Knaben sich etwas entfremdet wurden. Wenzel suchte sich andre Kameraden; er strich mit einigen seiner Mitschüler umher, kam in der Regel lange nach Moriz von Weißenstadt nach Hause, und es war nicht gerade die beste Gesellschaft, die er sich auslas. Paul verwies es ihm mehrmals. Eine Zeit lang wirkte das Verbot. Dann fing die alte Leier wieder an.

Eines Tages, — Mariechen war bald zwei Jahre alt — kam Moriz athemlos und aufgeregt nach Hause, und brach fast in Thränen aus. Nie noch hatte er Wenzel verklagt, aber heute konnte er nicht schweigen. Er hatte nach der Schule noch einen Gang für Mama zu machen gehabt; wie er dann heimging, traf er unterwegs an einer Hecke Wenzel mit zwei andern Jungen, wie sie eben ein Nest voll junger Vögel ausgenommen hatten; sie wollten den kleinen Vögeln die Köpfe eindrücken; Wenzel aber sagte: „so ists nichts; ihr müßt sie quiksen machen“; und so nahm er eines der Thierchen, und riß ihm bei lebendigem Leibe ein Bein aus.

Nach einer Viertelstunde kam Wenzel. Paul sah ihn an, und fragte: „Wie siehst du aus?" Wenzel betrachtete sich, und konnte nichts auffallendes finden, ward aber roth. „Sieh mich an!" sagte Paul. Der Knabe mußte ihm ins Gesicht sehen, ward noch röther und wich dem Blick des Försters aus. „Was hast du gethan?" sagte dieser, „du hast kein gutes Gewissen." Wenzel leugnete, wurde aber immer unruhiger, und zitterte förmlich. „Gestehe, was du gethan hast", sagte Paul, und nach manchem Sträuben und manchen Winkelzügen gestand der Junge.

„Und das hast du vor des allgegenwärtigen Gottes Auge gethan?!" sagte Paul. Er stellte ihm die Grausamkeit dieser Handlung in einer Weise vor, die das noch nicht ganz verhärtete Herz des Knaben tief erschütterte. „Du hättest verdient, daß ich dich blutig schlüge", sagte er, „aber weil dir dein Gewissen geschlagen und du selbst deine Sünde eingestanden hast, so will ich dir diesmal noch verzeihen. Nur an Einem Tische mit uns kannst du heute nicht essen."

Paul war zu dieser milden Strafe nur durch die Furcht bewogen, daß, obwohl er den Moriz sogleich wieder fortgeschickt hatte, und dieser nun scheinbar erst nach Wenzel nach Hause kam, der leztere dennoch in jenem den Angeber vermuthen und sich rächen würde. Glücklicherweise geschah keines von beidem. Aber am Abend, als die Knaben schliefen, sagte der Förster zu Anna: „Wenzel ist die längste Zeit in unsrem Hause gewesen."

„Ich fürchte es", sagte Anna.

„Wir haben es der Verstorbenen gelobt, Moriz christlich zu erziehen. Wenzel ist kein Umgang für

Moriz. Er würde durch sein böses Beispiel ihn verführen — wo nicht, ihn gefährden."

„Habe noch Geduld", bat Anna. „Vielleicht, daß der heutige Vorfall doch einen bleibenden Eindruck macht."

„Wir wollen sehen", sagte Paul. Aber bald trat ein Vorfall andrer Art ein, der ihn bestimmte, seinen Entschluß auszuführen.

Eines Tages, mehrere Monate nach dem lezten Ereignis, kam Moriz abermals in ziemlicher Aufregung nach Hause. „Ist es wahr", rief er Anna entgegen, „daß mein Großvater noch lebt? Ein alter Mann hat mich angeredet, und gesagt, er sei mein Großvater. Aber ich glaub' es nicht; er sah so garstig aus, so lumpig und rußig, wie ein rechter alter Schlack. Ich bin ihm drum auch davongelaufen."

War Anna bei den ersten Worten starr vor Schrecken, so beruhigte sie sich bei der zweiten Hälfte der Rede. „Ob dein Großvater noch lebt, weiß ich nicht", sagte sie, „aber das weiß ich, daß, wenn er lebt, er keinem Landstreicher gleichsieht. Aber erzähle ruhig und in der Ordnung, was ist geschehen?"

„Wie ich in die Schule gehe", hub Moriz an, „so sehe ich, daß da ein garstiger alter Kerl, schwarz wie ein Kesselflicker, dem Schulhaus gegenübersteht und mit den Leuten auf der Gasse redet, und auf die Schulkinder zeigt; und höre auch deutlich, wie die Wagners Kathrine sagt: „Der Born? Das ist der dort vorne mit dem blonden Lockenkopf." Was hat der Kerl nach mir zu fragen, denke ich. So geh' ich in die Schule hinein, und habe nicht weiter an die Geschichte gedacht. Aber wie ich auf dem Heimweg bin, und durch den jungen

Fichtenschlag gehe, auf einmal steht der Kerl wieder vor mir da, und faßt mich am Arm, und fragt: „Bist du der Kleine, den der Förster Born in der Hölle in sein Haus aufgenommen hat?“ „Ja“, sagt' ich, „der bin ich; was wollt ihr von mir?“ „Ich bin dein Großvater“, sagte er, und bückte sich, als wenn er mich küssen wollte. Ich riß mich los, denn ich hatte Furcht vor ihm. „Willst du von deinem Großvater nichts wissen“, rief er, „du dummer Junge? Bist du so hochmüthig geworden?“ Da dachte ich, wenn es wirklich mein Großvater wäre, so wär' es unrecht, wenn ich ihm unartig begegnete um seiner schlechten Kleider willen. Ich blieb also stehen und sagte; „Bist du mein Großvater, so komm mit zu meinem Papa. Ich darf mich hier nicht aufhalten.“ „Ich kann mich jezt auch nicht aufhalten, aber komm heut Abend in der Dämmerung in den Wald hinter dem Forsthaus auf die Moosbank; da wollen wir weiter reden und ich will dir alles sagen und dir beweisen, daß ich dein Großvater bin.“

„Es ist Wenzels Großvater“, sagte Anna, „der alte Kesselflicker Wenzel Krollmüller. Er ist seit Jahren fort gewesen; daß sein Enkel Wenzel bei uns im Hause ist, weiß er; wie du aber mit deiner Mama zu uns kamst, war er schon fort; daher kommt's, daß er dich für den Wenzel gehalten hat, als er dich Born nennen hörte. Aber wie häßlich und verdächtig ist das“, fuhr sie zu Paul sich wendend fort, „daß er heimlich mit seinem Enkel anzubinden sucht, anstatt zu uns zu kommen!“ „Sage beileibe Wenzel nichts von der Sache“, fügte Paul hinzu, „nicht ihn, sondern mich soll er an der Moosbank finden.“

Aber zum Unglück war Wenzel, nachdem er heute

die Schule geschwänzt hatte und in den Feldern herumgestrichen war, einige Minuten vor Moriz nach Hause gekommen und zur Hinterthür herein in die Kammer geschlichen, und hörte von dort aus die ganze Unterredung mit an. Sogleich schlich er, um keinen Verdacht zu erregen, wieder hinaus, und kam zur vordern Hausthür wieder herein, als ob er eben erst von Weißenstadt käme. Als es zu dunkeln anfing, machte er sich aus dem Staube, ging in den Wald, und passte, in in der Nähe der Moosbank versteckt, den Feilenhauer ab; und sowie er ihn herankommen sah, eilte er auf ihn zu, ergriff seine Hand und flüsterte: „Ich bin der Wenzel.“ Zugleich aber gab er ihm durch Winke zu verstehen, daß es hier nicht geheuer sei, und führte ihn tiefer in den Wald. „Ich bin dein Enkel“, wiederholte er. Der Alte sah mit sichtlichem Behagen den etwas aufgeschossenen, schmalen, derben Burschen an, strich ihm über das schlichte schwarze Haar, und sagte: „Du gefällst mir auch viel besser als der kleine schnippische Blondkopf. Du hast Art in dir. Du bist also mein Enkel, der Wenzel? Und wie geht es dir bei dem Förster?“ „Nun“, sagte Wenzel, „so gut es einem eben bei fremden Leuten gehen kann. Streng werd ich gehalten, doch krieg' ich satt zu essen. Der Blonde gilt freilich mehr; der weiß sich zu ducken und zu schmeicheln.“ „Ja nun, das ist eben das eigne Kind“, meinte der Feilenhauer. „Das eigne Kind?“ rief Wenzel, „ei Gott behüte. Wie ich ein Jahrer drei alt war, ist er mit einer armen kranken Frau im Winter vors Haus gekommen, und die Frau ist ein paar Tage drauf gestorben, und den Buben haben sie behalten.“ „Wie du drei Jahr alt warst?“ wiederholte der Feilenhauer. „Also Anno zwei

und achtzig wäre das gewesen — vor sieben Jahren. Wer war die Frau? und wo ist sie hergekommen?“ „Was weiß ich, wer sie war“, versezte Wenzel. „Die Förstersleute reden immer mit großem Respekt von ihr, und haben dem Moriz schon mehr als einmal erzählt — —“. „Moriz heißt er?“ unterbrach ihn der Alte. „Und wie ist denn sein Zuname?“ — „Den hab ich noch nie nennen hören; ich glaube, er weiß ihn selber nicht. Es ist da so ein Geheimnis drum herum. Aber von seiner Mama erzählen sie ihm dann und wann; denn er kann sich noch dunkel erinnern, wie sie in einem Sarg ist aus dem Haus getragen worden. Und sie sagen, es sei eine Frau von gutem Stand gewesen, eine brave Frau, aber sehr unglücklich. Und mir hat er, wie er noch kleiner war, Kukukszeug vorgeschwäzt, wie er lang lang im Wagen gefahren sei, immer weiter und weiter, und wie einmal im Wald seine Mama sich in den Papa verwandelt hätte und Mannskleider angehabt, und wie sie krank geworden — —“.

„Gut, gut“, unterbrach ihn der Alte. „Geh jezt hinein zu den Leuten, sonst fällts auf, wenn du so lange ausbleibst. Dem Moriz sag du im Vertrauen, daß ich seine Mutter gekannt habe, und seinen Vater kenne, und wenn ich ihn einmal wieder sehe, will ich ihm von ihnen erzählen, soviel er nur hören will.“

Wenzel ging auf Umwegen heim. Vergeblich hatte mittlerweile der Förster an der Moosbank auf den Feilenhauer gewartet. „Er ist ein Narr“, sagte er endlich für sich, „ein verrückter Mensch, der selbst nicht weiß, was er will.“

Den folgenden Tag auf dem Weg nach der Schule

richtete Wenzel an Moriz die Frage: „Sag mir einmal, wie heißt du denn eigentlich?" — „Moriz heiß' ich, Moriz Born. Das weißt du ja, denk' ich." — „Nein, ich meine, wie dein eigentlicher Zunamen ist. Deine Mutter hat doch nicht Born geheißen." — „Wie sie geheißen hat, weiß ich nicht." — „Und du hast noch nicht einmal darnach gefragt?" — „Es ist mir noch nie eingefallen. Aber ich will es doch einmal thun."

„Wie hat denn meine Mama geheißen?" fragte Moriz Anna am Abend des nämlichen Tages. Daß ein neunjähriger Knabe endlich einmal diese so natürliche Frage that, fiel ihr nicht auf, und sie hatte sich längst auf die Art der Beantwortung derselben vorbereitet. „Lieber Moriz", sagte sie, „deine gute Mutter hat Feinde gehabt und ist verfolgt worden; um diesen Verfolgungen zu entgehen, hat sie ihren Namen verschwiegen." „Und du weißt ihn gar nicht?" sagte der Knabe schmerzlich enttäuscht. „Mir hat sie ihn anvertraut, aber ich handle nach ihrem Wunsche, wenn ich dir ihn jezt noch nicht, sondern erst wenn du etwas älter bist, mittheile. Ein Kind deines Alters hat noch nicht die nöthige Besonnenheit, um in jeder Lage zu schweigen; du könntest einmal arglos deinen Namen ausplaudern, und würde derselbe bekannt, so könnte auch dich die Verfolgung deiner Feinde treffen." Moriz beruhigte sich bei dieser Erklärung vollständig.

„Nun, weißt du jezt deinen Namen?" fragte ihn Wenzel am andern Tage. „Nein", sagte er arglos, „die Mutter sagt, es sei besser, wenn sie mir ihn erst später sage." — „Nun", erwiderte Wenzel, „darauf brauchst du nicht zu warten; mein Großvater weiß den Namen deines Vaters und deiner Mutter, er kennt deinen

Vater recht gut, und wenn er dir wieder einmal begegnet, will er dir recht viel von ihm erzählen."

Moriz sagte gar nichts, sondern ließ Wenzel stehen, zog sich in einen einsamen Winkel zurück und ward sehr nachdenklich. „Mein Vater lebt noch? Ich habe einen Vater, und weiß es nicht? Wie kann dann aber meine Pflegemutter von Feinden und Verfolgern reden, und daß man meinen Namen geheim halten müsse, wenn ich doch einen Vater habe, der mich schüzen kann? — Aber ich traue dem alten Kesselflicker nichts gutes zu. Ich glaube, er lügt mich an, oder er ist nicht recht gescheit und weiß nicht, was er redet."

So beruhigte er sich wieder. Und doch ging ihm die Sache im Kopf herum. Der Gedanke, noch einen Vater zu besizen, war für das arme Kind, das seine Mutter verloren hatte, zu lockend, als daß er demselben nicht hätte in kindlicher Träumerei nachhängen sollen. Vom Kesselflicker wollte er nichts wissen; nur in seiner eignen Phantasie wollte er sichs ausmalen, wie das wäre, wenn sein Vater plözlich erschiene. Ein älterer Knabe wäre vielleicht auch auf die entgegengeszte Träumerei verfallen, als ob der Alte ein Sendling seiner Verfolger und Feinde wäre, der ihn durch lügenhafte Vorspiegelungen anlocken und sich seiner bemächtigen wolle. Moriz war für eine solche romantische Combination zu arglos, zu kindlich. Nur das Eine malte er sich im Stillen aus, wie sein Vater ein schöner, reicher, vornehmer Herr sei, wie er eines Tages werde angefahren kommen, ihn abzuholen, wie er ihn dann nach Weißenstadt an das Grab der Mama führen wolle, und ihm das Schulhaus zeigen und den Herrn Schulmeister, und ihm alle seine Spielpläze zeigen und alles alles er=

zählen wolle, wie er bisher gelebt habe und wie gut es ihm ergangen sei.

Und weil dies nach Morizens eignem Sinn nur Träumereien waren, und er an das von Wenzel ihm ausgerichtete Wort des Feilenhauers nicht ernstlich glaubte, so kam es ihm auch nicht in den Sinn, den Pflegeeltern etwas von dieser seltsamen Eröffnung mitzutheilen.

Wieder vergingen ein paar Tage. Moriz hatte, hundert Schritte hinter dem Forsthaus, im Wald ein Lieblingsplätzchen. Auf einer moosigen Stelle, die von jungen Fichten ringsum eingeschlossen war, hatte er sich einige Granitsteine übereinandergeschichtet, und dies nannte er seine Burg; denn er hatte an Weihnachten ein Büchlein bekommen, wo unter andern Geschichten auch eine Rittergeschichte stand, die ihn sehr ergözte. An seiner Burg verweilte er sehr gern, und war da meist allein; denn Wenzel fand an dieser Art, zu spielen, kein Gefallen. Auch jezt ging Moriz nach seiner Burg; dort am liebsten träumte er von seinem Vater; es war dort so still, so heimlich. Aber wie er diesmal die Fichtenzweige auseinanderbog und in die kleine Lichtung trat, that er einen Aufschrei des Erstaunens und der Ueberraschung. Von der Zinne seiner Burg blinkte ihm heller Metallglanz entgegen. Ein paar schöne Stufen schimmernden Bleiglanzes lagen da; und mit einem Mal erwachte in ihm eine Erinnerung, die ihn erschütterte. Er wußte es gewiß: er hatte solche Steine schon einmal gesehen — jawohl — ganze große Haufen solcher metallisch silbergrauer Steine — sie lagen in einem Hofe — verworrene rauchige Gebäude standen umher — —, aber hier verlor sich die Erinnerung in

dunkeln Nebel. Er trat näher, und betrachtete die schönen Steine. Es waren graue Würfel, glatt und regelmäßig; sie saßen auf einem Gestein, das durchsichtig war wie Glas, und lauter sechsseitige Pyramiden bildete. Er hielt den Athem an vor Staunen und Sinnen. Es lag noch eine kleinere Stufe daneben, wunderliche Figuren, glänzend wie Gold, auf einem grauen Thonschiefer. Ernst sinnend schaute der Knabe die Steine an, und arbeitete etwas aus seiner Erinnerung wie aus einem tiefen Brunnen herauf. Er wußte nicht: war es Wahrheit, oder hatte es ihm nur einmal geträumt, daß ein freundlicher Mann ihn auf dem Knie sizen gehabt und ihm solche — ebensolche — Steine gezeigt habe. „Gelt, solche Steine hast du schon bei deinem Vater gesehen?" sagte eine Stimme dicht hinter ihm. Er fuhr zusammen, blickte um sich, und der Feilenhauer stand neben ihm. „Dein Papa hat mir oft erzählt, wie er dich auf dem Schooße gehabt, und dir seine Steine gezeigt habe. Das war die größte Belohnung für dich, wenn du recht brav gewesen warst." Der arme Moriz brach in heftiges Schluchzen aus. Also hatte er es nicht bloß geträumt; nein, es war Wirklichkeit, ein Bliz der Erinnerung. „Mein Papa! mein Papa!" stammelte er, als wollte er ihn herbeirufen. „Weißt du also noch von ihm?" fragte der Feilenhauer. „Lebt er denn wirklich noch?" fragte Moriz. „Ja, er lebt noch, und ist sehr unglücklich darüber, daß deine Mama mit dir in die weite Welt gegangen ist. Wenn ich ihn wiedersehe, werde ich ihm sagen, wo er dich finden kann." Der Knabe stand betroffen; er wußte nicht, was er aus der Sache machen sollte. Seine Mama sollte mit ihm in die weite Welt gegangen und der Papa darüber un=

glücklich sein? An jene weite seltsame Reise hatte er allerdings eine dunkle Erinnerung, aber daß Mama ohne Papas Wissen oder wider seinen Willen fortgegangen wäre, das konnte er sich gar nicht als möglich denken. Er hatte keine Vorstellung davon, daß ein Mann mit seiner Frau anders leben könnte, als Paul mit Anna. Das Gerede des Alten erschien ihm als Lüge, als Wahnwiz. Von einem tiefen Grauen gepackt, wendete er sich plözlich, und sprang, unter den dichtesten Fichtenästen, wo der Feilenhauer ihm nur gebückt hätte folgen können, hindurch, dem Forsthaus zu.

Er warf sich an Anna's Brust, und erzählte alles. Sie beruhigte ihn. Was der alte Mann gesagt, sei zur Hälfte wahr, aber wie das alles gekommen, könne sie ihm jezt noch nicht erklären. Wenn er einmal confirmirt werde, solle er alles erfahren."

Moriz war ruhig, aber nicht ganz. Er empfand ein tiefes Weh der Sehnsucht nach seinem Vater. Er gehörte nicht mehr mit ungetheiltem Herzen den Pflegeeltern an. Er sagte nie etwas; er trug seinen Kummer und seine Unruhe still in sich, und konnte nicht umhin, zu bedauern, daß er den Alten nach dem Namen des Vaters zu fragen versäumt habe.

Noch weit größer war die Unruhe Pauls und Anna's. Paul suchte den Feilenhauer auf allen Wegen und in allen Wäldern, aber er fand ihn nicht. Der Mann war wieder völlig aus der Gegend verschwunden. Nur um so höher stieg die Angst des Försters. „Er ist zu Montclair gegangen", sagte er zu Anna, „er entdeckt ihm den Aufenthalt des Knaben, und all unsre Sorge und unser Bemühen, das Kind verborgen zu halten, ist umsonst."

„Wir müssen es Gott befehlen", sagte Anna. „Sein Wille geschehe! Ohne seinen Willen fällt kein Sperling vom Dache, und ist es sein Rathschluß, daß Alfons den Knaben finden soll, so können wir's nicht hindern."

„Großer Gott!" seufzte Paul, „sollte das dein Wille sein, daß dies fromme Kind in gottlose Umgebung geriethe?"

„Der einzige Lichtpunkt, den ich sehe", sagte Anna, „ist der Ausspruch des Alten, daß Alfons über Minnas Verlust sehr unglücklich sei. Vielleicht ist ihm die Reue gekommen. Vielleicht hat er Buße gethan." —

Der Entschluß, Wenzel aus dem Hause zu thun, ward nun ausgeführt. Er wurde in Weißenstadt in der Familie eines braven Schmieds untergebracht. Er schien dies aber sehr übel zu nehmen; er sah Moriz von da an mit keinem Blick mehr an. Der Schmied war strenger, als Paul es gewesen. Machte er schlimme Streiche, so gaben die Lehrjungen ihn an, und dann sezte es tüchtige Schläge. So ließ er das Streiche-machen bald bleiben; aber sein Herz wurde nicht besser.

Paul und Anna lebten in großen Sorgen um Moriz dahin. Doch fanden sie in diesen bangen Zeiten auch eine Erquickung. Ein Mann in den Fünfzigen besuchte seit einiger Zeit die Gegend; er kehrte bei den einzelnen Seelen und Familien, die in jener Zeit der allgemeinen Religionsverwässerung am Evangelium von Jesu Christo festhielten, ein, und stärkte und erbaute sie durch Vorlesen und Erklären des Wortes Gottes. Es war ein sogenannter Diasporaprediger der Brüdergemeinde, der in Ebersdorf seinen Wohnsitz hatte. Die Stillen im Lande nannten ihn den Bruder Joseph, und unter diesem Namen wurde er auch Paul bekannt. Der

Pfarrer in Weißenstadt, als er davon hörte, donnerte in seinen Predigten sehr über das Umsichgreifen der Finsternis und Sektirerei; da aber Bruder Joseph niemals Versammlungen hielt, sondern sich darauf beschränkte, die einzelnen Familien zu besuchen, so konnte er ihm nichts anhaben. Jährlich einmal bereiste Bruder Joseph die Gegend. Diesmal kam er auch zu Paul, von dessen christlichem Sinn er gehört hatte. Er wurde mit herzlicher Freude aufgenommen, als ein Unbekannter und doch bekannt. Er blieb einige Tage, und gewann besonders Moriz lieb. Dieser brachte unter andern auch sein Etui mit der Schaumünze herbei, es dem Bruder Joseph zu zeigen. Es muß rührend gewesen sein, wie der Kleine die Kapsel, ehe er sie öffnete, erst verstohlen an sein Herz drückte, und wie dann sein strahlender Blick auf dem Jesusbilde ruhte; denn dem Bruder Joseph traten bei diesem Anblick die Thränen in's Auge, und er konnte einer tiefen Bewegung nur mit Mühe Herr werden. Er fragte, als der Kleine zu Bette war, den Förster, ob das Kind sein eigen, oder ob es wahr sei, was man ihm erzählt, daß er dasselbe nebst seiner Mutter aus christlicher Barmherzigkeit ins Haus genommen habe. Paul erzählte das Wesentliche der Geschichte, doch ohne den Namen Hellenhorst, geschweige denn den Namen Montclair zu nennen.

Bruder Joseph war wieder abgereist. Der Winter kam heran, und verging, und niemand hatte nach Moriz gefragt, niemand ihn zurückgefodert. Die Försterleute fingen an, sich zu beruhigen. Die ersten Nachrichten von der in Frankreich ausgebrochenen Revolution gelangten in diese Bergeswilde, vermochten aber ebenso wenig die Ruhe der Gemüther zu stören; man ahnte

noch nicht, welche Folgen dieses Ereignis für Deutschland haben werde. Auch der Sommer, der Herbst verging; Moriz blieb unangefochten im Forsthause.

So kam das Weihnachtsfest 1790 heran. Der Knabe, der nunmehr sein zehntes Jahr erreicht hatte, spielte am Nachmittag hinter dem Hause, in fröhlicher Erwartung der Christbescheerung; die dreijährige Marie stand neben ihm; schon dunkelte es. Da trat ein fremder Mann aus dem Wald, und ging auf die Kinder zu. Moriz, welchen Anna gewarnt hatte, vor unbekannten Leuten sich in Acht zu nehmen, nahm Mariechen an der Hand, und wollte ins Haus eilen; diese aber drehte grade an einem Schleifstein, und war nicht wegzubringen. Ihr kleiner Beschüzer wollte sie auch nicht allein lassen. So kam denn der fremde Mann heran. Moriz wollte um Hülfe rufen; aber freundlich sagte der Mann: „Du brauchst dich nicht vor mir zu fürchten, Kleiner; ich thue dir kein Leid. Wohnt hier der Förster Born?“ „Ja“, sagte der Knabe. „So gib ihm das, aber trag es sogleich ins Haus.“ Damit legte er ein kleines, aber schweres Paket in des Knaben Hand, und verschwand wieder im Walde,

Moriz trug das Paket hinein, und klopfte an der bereits verschlossenen Thür der Wohnstube. „Kann niemand herein“, rief Anna. „Es ist ein dicker Brief gekommen“, sagte Moriz. Da kam Paul aus der Hinterstube, nahm ihm den Brief ab, und trug ihn hinein.

„An Herrn Förster Paul Born im Forsthaus zur Hölle bei Weißenstadt.“ — „Wer schickt mir das? — Es ist mir doch niemand Geld schuldig.“ Er öffnete das Siegel; eine Rolle Goldstücke fiel ihm in die Hand, und dabei lag folgender Zettel ohne Namensunterschrift:

„Haben Sie Dank für alles, was Sie an Moriz Hellenhorst thun. Beifolgende Summe von 300 fl. wird Ihnen jährlich ausbezahlt und später erhöht werden, wenn Moriz, wie ich wünsche, Gymnasium und Universität beziehen wird.“ —

Paul und Anna weinten Freudenthränen, nicht des Geldes wegen, nicht einmal der glänzenderen Erziehung wegen, die sie dem Knaben geben konnten, sondern weil sie nun sicher waren, daß sein Vater mit seinem Verbleiben im Forsthause einverstanden sei. Sie beschlossen nach reiflicher Ueberlegung, dem Kleinen von der Größe der erhaltenen Geldsumme nichts zu sagen, damit er sich nicht für das Kind eines reichen Mannes halte und auf verkehrte Gedanken komme. Auch beschlossen sie, ihm nicht Montclair sondern Hellenhorst als seinen Namen zu nennen, weil ihn sein Vater selbst in dem Briefe so genannt hatte. Räthselhaft war ihnen nur, woher der Vater in Erfahrung gebracht, daß Minna unter diesem Namen gereist sei. Doch meinte Anna, der Feilenhauer, welcher wie ein Maulwurf in all diesen Geheimnissen wühle, werde ohne Zweifel seine Nase auch in das Weißenstädter Kirchenbuch gesteckt haben, was ihm mit Hülfe des Küsters allenfalls gelingen konnte.

Das war nun ein fröhlicher seliger Weihnachtsabend, als nach dem Jubel der Bescheerung Anna den Knaben an der Hand faßte, und zu ihm sagte: „Moriz, ich habe dir noch eine Freude zu machen. Dein Vater hat an uns geschrieben; es ist sein Wille, daß du, bis du erwachsen bist, in unsrem Hause bleibst. Ich darf dir jezt auch deinen Namen nennen: Moriz Hellenhorst.“

Moriz fiel, außer sich vor Entzücken, Anna und

Paul um den Hals. Die Wunde in seinem Innern war geheilt, es war wieder voller Friede in seinen Gedanken. Noch, als er im Bette lag und einzuschlafen im Begriffe war, wiederholte er mit einem gewissen Stolze leise seinen Namen: Moriz Hellenhorst. —

Und doch hatte Anna ihm, ohne es zu wollen, eine Unwahrheit gesagt. Ihre Meinung, daß das Geld von seinem Vater komme, war ein Irrthum. Herr v. Montclair wußte nichts von Moriz Aufenthalt; der Feilenhauer hatte ihn gar nicht aufzufinden vermocht. —

Von 1782 bis 1789, sieben Jahre lang, hatte Montclair in einem Zustande kranker Schwermuth in seiner Einöde gelebt. Täglich betete er zu Gott, aber ohne Zuversicht, ohne Hoffnung; der Gedanke, verworfen zu sein, war zur fixen Idee geworden; eine dunkle Erinnerung an den Religionsunterricht seiner Kinderjahre, an Männer, welche große Verbrechen durch schwere Kasteiungen als Einsidler gebüßt hatten, mochte mitgewirkt haben, als er jenes schreckliche Leben der Einsamkeit wählte. Aber ihm brachte dasselbe keinen Trost; er fühlte, so könne er das geschehene nicht gut machen; er fühlte täglich neu den entsezlichen Verlust, mit dem Gott ihn geschlagen. Er fühlte den Zorn Gottes auf sich lasten. „Wenn mein Kind noch lebt, wenn ich mein Kind wiederfinde, dann — aber auch nur dann will ich glauben, daß Gott mir vergeben hat.“ Dieser Gedanke keimte allmählich leise tn seiner Seele auf, und ward im Lauf der Jahre mehr und mehr zur fixen Idee. Er erhob sich aber zu der Hoffnung, es sei nicht undenkbar, es sei möglich, daß er sein Kind wieder finde. In dem Maaße, als diese Hoffnung erstarkte, lebte er wieder auf; er brach das Schweigen, das er auch gegen den

Feilenhauer bisher beobachtet hatte; er wurde gesprächiger, wann der Alte heimkam. Dieser, sehr erfreut, meinte nun „seinen Sohn", wie er ihn zu nennen pflegte, mit den alten Zaubergeschichten unterhalten und erheitern zu müssen; aber er kam damit an den Unrechten; Montclair wollte von diesen Wahngebilden einer kranken Phantasie nichts mehr hören. Er versuchte auf sehr besonnene Weise, den Feilenhauer von seinem Aberglauben zu heilen; jedoch vergeblich. Der Alte wurde bitterböse; und als er sich einst darauf berief, daß Alfons doch früher an alle diese Sachen geglaubt habe, und als dieser ihm nun offen eingestand, daß er ihn damit getäuscht habe, um seine Gunst zu gewinnen, so schrie der Feilenhauer in Verzweiflung: „Auch du?" Er lief fort, und kam nie wieder.

Es war die Zeit, wo er dann bei Weißenstadt erschien. Er war noch voller Zorn gegen Montclair. Als er aber so ganz unerwartet dessen Söhnchen entdeckte, da überwältigte ihn die Freude bei dem Gedanken, welchen unnennbaren Trost der unglückliche Mann empfinden würde, wenn er den Aufenthalt seines Kindes erführe. Der innere gute Kern in dem Gemüth des Alten kam zu Tage, und gewann die Oberhand über seine phantastischen Schrullen. Er verschwand im Fichtelgebirg, und kam im Schwarzwald wieder zum Vorschein. Aber der Einsidler war nicht mehr da.

Denn als der Alte Tage und Wochen lang ausgeblieben war, hatte die bittre Noth Montclair getrieben, seinen Schlupfwinkel zu verlassen, und sich wieder unter Menschen zu begeben. Eine Anzahl Körbe, die er gefertigt hatte, und nun verkaufte, bot ihm dürftigen Lebensunterhalt für ein paar Tage. Allein er

hatte noch nicht die Hälfte auf einsamen Höfen verkauft, als er in ein Dorf kam, das ihm bekannt war, und kaum eine Tagreise von Straßburg entfernt, seitwärts im Gebirge lag. Der Alte hatte ihn also in kein fernes Land, sondern nur einige Tage lang in den Wäldern im Kreise herumgeführt. Er beschloß nun nach Straßburg zu gehen, sich Hrn. Vaillard vorzustellen, und den Besiz seiner Berg= und Hüttenwerke wieder anzutreten.

Aber mit einer Hiobspost kam ihm Hr. Vaillard entgegen. Der neue Verwalter, den er vor sieben Jahren eingesezt, war ein Betrüger. Er hatte falsche Rechnung geführt, und die bedeutendsten Geldsummen für sich auf die Seite geschafft. Er hatte, angeblich zur Hebung der Berg= und Hüttenwerke, Kapitalien auf den Namen seines Herrn geborgt, dann vorgegeben, die Unternehmungen seien misglückt, und das alles mit so viel Geschicklichkeit und Schein der Wahrheit, daß ihm gerichtlich kaum beizukommen gewesen sei. Die Werke seien geradezu überschuldet. Seit einigen Monaten sei ein Process anhängig gemacht; aber das Schlimmste sei nun dies, daß dieser Mensch auch die politische Aufregung zu nüzen verstehe; während er auf der Hütte die Knappen und Arbeiter auf alle Weise drücke, spiele er, wenn er nach Straßburg komme, den Jacobiner, habe den Pöbel auf seiner Seite, und wisse auf diese Weise sogar die Richter einzuschüchtern. Montclair werde daher am besten thun, jezt noch nicht hervorzutreten, sondern den Ausgang des Processes ruhig abzuwarten. Denn wenn er als Herr v. Montclair persönlich auftrete, so habe er als Adliger von vornherein auf kein Recht zu hoffen.

Montclair waren diese politischen Ereignisse ganz neu. Er staunte, als er die Kette derselben von der Einberufung der Stände bis zu dem soeben erfolgten Zug der Fischweiber nach Versailles hörte. Er hielt sich völlig verborgen in Baillards Hause. Niemand außer Baillard hatte ihn bei seinem Kommen erkannt; niemand vermuthete in dem Korbflechter den Bergwerksbesitzer.

Der Process zog sich in die Länge. Der Winter strich darüber hin. Die Aufregung wurde immer toller; Straßburg wetteiferte mit Paris. Im Sommer endlich gelang es Hrn. Baillard, ein Urtheil zu bewirken, welches den Verwalter zur Herauszahlung einer Summe von etwa hunderttausend Livres nöthigte. Es war das nicht die Hälfte dessen, was er veruntreut hatte, und reichte noch nicht einmal hin, die aufgenommenen Kapitalien zurückzuzahlen.

Montclair beschloß nun, nach der Hütte zu fahren, und dem Verwalter seine Entlassung anzukündigen. Er wollte keinen Verwalter mehr anstellen, sondern dessen Geschäfte selbst übernehmen, und hoffte, bei solcher Sparsamkeit die noch vorhandenen Schulden bald abtragen zu können.

Als er aber der Hütte sich näherte, hörte er schon von weitem furchtbares Geschrei und Getümmel. Der Verwalter hatte in der Wuth über den verlorenen Process die Knappen und Hüttenarbeiter aufs äußerste gedrückt, ihnen den Lohn auf die Hälfte herabgesezt, und sich gegen einzelne sogar körperliche Mishandlungen erlaubt. Die alten Knappen, welche einst unter Beilmanns Einfluß gestanden, hatte er längst entlassen; feiles zusammengelaufenes Gesindel war an ihre Stelle getreten. Dies Gesindel war nun in hellem Aufruhr. Sie hiel-

ten, als Montclair ankam, den Verwalter im Wohnhaus belagert. Vergeblich versuchte Montclair sich eiuen Weg zu bahnen; vergeblich nannte er seinen Namen, sagte, daß er der Herr und Besizer sei — von einem Herrn v. Montclair wußten die Leute nichts, und hörten in ihrer Aufregung nicht auf seine Betheuerungen, daß er Recht schaffen, daß er den Verwalter heute noch fortschicken werde. Man stieß ihn zurück, „was er hier wolle? was er hier zu sagen habe?“ Vor seinen Augen wurde das Haus gestürmt und geplündert, der Verwalter herausgeschleppt und von den Knappen mit ihren Hämmern todtgeschlagen. Dann warf die wüthende Menge den Feuerbrand in das Gebäude, und so sah Alfons die Stätte so vielen Glücks und so vielen Wehs vor seinen Augen in Rauch aufgehen. Auch das Hüttenwerk brannte nieder.

Trostlos kehrte er nach Straßburg zurück. Er war nun ärmer als ein Bettler. Das Hüttenwerk war verbrannt; es wieder aufzubauen hätte er Geld haben müssen; aber der Verwalter hatte die Entschädigungssumme noch nicht herausgezahlt, er war Junggeselle gewesen, und niemand wußte, wo er sein gestohlenes Geld niedergelegt hatte. An die Abzahlung der Schulden vollends war gar nicht zu denken.

Während Montclair, von dem Blick in die trostloseste Zukunft gemartert, sich Straßburg näherte, schallte ihm auch hier schon von weitem das wüste Gebrüll einer aufgeregten Menge entgegen. Er sah mit Schrecken, daß Hrn. Vaillards Haus der Mittelpunkt und Gegenstand des Getümmels war. Erzürnt über den Ausgang des Processes hatten die jakobinischen Freunde des Verwalters den Pöbel gegen den armen Herrn Vaillard aufgeregt.

Dieser stand oben am Fenster, und rang verzweiflungsvoll die Hände. Montclair wurde durch ein paar Fragen, die er an die umstehenden Zuschauer that, über den Zusammenhang klar, und warf sich mit dem lauten Rufe: „Ich bin Alfons von Montclair; für mich hat Herr Baillard den Process geführt", unter den dichtesten Haufen. Hier fand er für seinen Namen besseres Gehör, als im Schappachthal. Einen Augenblick war die Rotte verduzt; dann fing einer der Wildesten an zu schreien: „Von Montclair? Nieder mit dem Aristokraten!" Die ganze Menge stimmte brüllend ein, und Montclair wurde unter Püffen und Rippenstößen von dem erhizten Haufen in das Gerichtslocal geschleppt.

Soweit waren im Juni 1790 die Zustände in Frankreich noch nicht gediehen, daß man einen Mann bloß aus dem Grunde, weil er adlig war, zu tödten hätte wagen dürfen. Auch das Gericht wußte daher mit Montclair nichts anzufangen, und er wäre ohne Zweifel am andern Tage wieder frei geworden, wenn nicht auf die Kunde von dem Straßenauflauf und von seinem Erscheinen hin einige der Gläubiger, welche Kapitalien auf den Bergwerken stehen hatten, mit einer Schuldklage gegen ihn erschienen wären. Da er außer Stande war, zu zahlen, so blieb er in Haft. Mittlerweile verbreiteten sich von dem, was in Schappach geschehen war, dunkle Gerüchte in Straßburg. Sofort griffen die, über des Verwalters Tod doppelt erhizten Jakobiner diese Gerüchte auf, und schmiedeten daraus die Anklage, Montclair habe die Arbeiter zu jenem Mord angestiftet. Obwohl sich falsche Zeugen gewinnen ließen, welche dies mit angesehen und gehört zu haben vorgaben, so war die Anklage doch zu unsinnig, als daß das Gericht

so leicht zu einem Schuldig sich hätte entschließen können. Montclair konnte leicht darthun, wie des Verwalters Tod sein größtes Unglück gewesen. So spann sich dieser Kriminalprocess wieder in die Länge.

Darüber kam die Schreckenszeit, wo Aristokratie für sich allein ein todeswürdiges Verbrechen war. Unter Duzenden von andern Gefangenen wurde auch Montclair zum Tode verurtheilt, und auf den Karren geladen, der die Opfer der Revolution zur Guillotine führte.